

DOKUMENTE DES FORTSCHRITTS

Internationale Revue

Herausgegeben von Prof. Dr. R. Broda in Paris
in Verbindung mit Dr. Hermann Beck und
Erich Lilienthal in Berlin

6. Jahr

8. Heft



BRON
MARKE

Organ des Instituts für intern. Austausch
fortschrittlicher Erfahrungen u. des Bundes
für Organisation menschlichen Fortschritts

Verlegt bei Georg Reimer in Berlin W.10

Jährlich 11 Hefte für 10 Mark – Einzelheft 1 Mark

INHALT:

.....

Dieses Heft ist vornehmlich technischen und wissenschaftlichen Problemen gewidmet.
Nachdruck mit Ausnahme der durch einen Vermerk gekennzeichneten Artikel mit
Quellenangabe gestattet.

AUGUST V. PARSEVAL, Berlin: Zur Entwicklung der Luftschiffahrt	519
Ingenieur G. KAMMERER, Wien: Photographische Umbildungen	521
Dr. RICHARD HENNIG, Berlin: Die größten Meerestiefen	524
Dr. BRUNO RAUECKER, Hagen i. W.: Die volkswirtschaftliche und ästhetische Bedeutung des deutschen Museums für Kunst in Handel und Gewerbe, Hagen i. W.	528
CH. MORONEY, eh. London: Geburtenrückgang in England	530
Chronik	532

RICHTUNGLINIEN DES FORTSCHRITTS:

Prof. Dr. R. BRODA, Paris: Kulturaufgaben des Jahrhunderts. (Die Anpassung von Siedlungsdichtigkeit und Wirtschaftsweise an die Verteilung der Natur- schätze auf der Erde)	544
---	-----

ÖKONOMISCHE ENTWICKLUNG:

GEORGE NESTLER-TRICOCHÉ, Washington: Die Liga der Konsumenten in den Vereinigten Staaten Amerikas	556
Chronik	557

POLITISCHE ENTWICKLUNG:

I. RUBY, eh. Konstantinopel: Das Problem der albanesischen Autonomie	559
Chronik	563

SOZIALE ENTWICKLUNG:

Dr. WALTER ABELSDORFF, Berlin: Kinderarbeit in den Vereinigten Staaten ...	565
--	-----

MORALISCHE UND RECHTSENTWICKLUNG:

ALEXANDRA DAVID, Bombay: Indisches Freidenkertum und die zeitgenössische buddhistische Bewegung	569
Frau Dr. ADDA VEIDL, Wien: Ist die Aufhebung des Lehrerinnenzölibats wirklich eine Sozialreform	573
Chronik	576

NEUE LITERARISCHE U. KÜNSTLERISCHE TENDENZEN:

AZIZA DE ROCHEBRUNE: Ein türkischer Roman	577
Chronik	578

AUGUST V. PARSEVAL, BERLIN: ZUR ENTWICKLUNG DER LUFTSCHIFFFAHRT.



ON allen Zweigen der Technik hat sich die Luftfahrt am eigenartigsten entwickelt. Jahrzehntelang lebte sie nur in den Ideen weniger, von der Mitwelt als Phantasten verlachter Leute. In kleinen Vereinen, die den Tummelplatz seltsamer Erfinderideen bildeten, fristete sie ein unbeachtetes Dasein und wartete auf bessere Zeiten. Noch war aber die Periode der Reife nicht gekommen, noch konnten die technischen Hilfsmittel den Forderungen der Erfinder nicht genügen, bis in den letzten Dezennien des vorigen Jahrhunderts die Automobilindustrie auf den Plan trat. Ein leichter Motor auf einem leichten Gestell, das war es, was die Luftfahrt brauchte, und als die Industrie durch Vervollkommen ihrer Arbeitsmethoden und durch Schaffung besonders fester Materialien die Möglichkeit hierzu lieferte, setzte ein überraschender Fortschritt ein.

Wie ein Meteor stieg die neue Erscheinung am Himmel empor und blendete die Zeitgenossen. Das Zeppelinsschiff machte seine erste große Reise den Rhein entlang, die erste Flugwoche in Reims bewies die Möglichkeit der ballon-freien Luftfahrt. Die größten Hoffnungen wurden auf die neue Erfindung gesetzt; man sah im Geist die Luft mit Fahrzeugen aller Art bevölkert und glaubte an eine neue, unabhängigere und schnellere Ortsbewegung. Im Kriege sollte das neue Mittel so furchtbar sein, daß jede Verteidigung dagegen unmöglich wurde und die Ära des ewigen Friedens nahe herangerückt erschien.

Und die Fortschritte in den ersten Jahren waren groß und überraschend. Mit erstaunlicher Ausdauer und Mut wurde die Flugkunst ausgebildet, Fliegerschulen geschaffen, der widerspenstige Motor gebändigt, Geschwindigkeit, Höhe, Flugdauer und Fluglänge rapid gesteigert.

Aber mit der Häufigkeit und der Dauer der Flüge erschien auch das graue Gespenst der Luftfahrt, der tödliche Absturz, und legte sich wie Meltau auf die keimenden Hoffnungen.

Zwar die Motorluftschiffahrt hatte hierunter weniger zu leiden, wenngleich auch sie nicht von schweren Prüfungen verschont blieb. Bei ihr handelte es sich aber um Kinderkrankheiten, deren Überwindung in sicherer Aussicht stand. Ihr Absatz lag ohnehin ausschließlich bei den militärischen Behörden, und bei diesen war es die internationale Konkurrenz, die einen Stillstand verhinderte. Anders beim Aëroplan. Hier hatten sich eine große Zahl von Liebhabern und Technikern der Sache zugewendet; infolge der Abstürze aber sank die anfangs so starke Nachfrage aus dem Publikum in allen Ländern beinahe auf den Nullpunkt, und nur Ein Gebiet blieb übrig: die militärische Verwendung: freilich ein großes und aussichtsreiches Gebiet, aber mit der Schattenseite ganz weniger einzelner Großabnehmer.

Auch die vielen Luftfahrvereine vermochten nur wenig zu tun, so eifrig ihr Bestreben auch war und so erfolgreich es anfangs zu sein schien. Ihnen fehlte die Kapitalkraft, und wenn auch eine umfangreiche Agitation im ersten Jahre große Mittel für Flugkonkurrenzen zusammenbrachte, so hielt sich die Begeisterung in Deutschland doch nicht dauernd auf der gleichen Höhe. Dazu kam im Jahre 1912 die Neuorganisation des Luftfahrerverbandes. Der Luftfahrerverband war bisher eine lose Vereinigung einzelner Vereine gewesen, die, jeder für sich, die Luftfahrt zu fördern suchte.

Nun wurde ein straffere Organisation geschaffen, das Deutsche Reich in Bezirke eingeteilt, die den einzelnen Vereinen zugewiesen wurden. Jede Betätigung außerhalb des Heimatsbezirks wurde streng verboten, um der Entwicklung einiger unbequem rühriger Gruppen heilsame Zügel anzulegen. Außerdem wurde aber auch in den bisherigen rein sportlichen Verband die Flugzeugindustrie aufgenommen und zwar durch Vermittlung des Kaiserlichen Automobilklubs.

Das veränderte den Charakter des Verbandes. Der Industrie war natürlich das Vorwärtstreiben der Sportvereine unbequem, da die Wettbewerbe Kosten verursachten, die vielfach durch die Preise nicht aufgewogen wurden. Sie gewann alsbald die Oberhand und wußte eine entsprechende Beschränkung der Wettbewerbe durchzusetzen. Nicht ganz so erfolgreich war allerdings der Versuch, alle außerhalb des Verbandes stehenden kleineren Fabriken von den offiziellen Wettbewerben auszuschließen, um dadurch das Emporwachsen einer neuen Konkurrenz möglichst zu verhindern. Immerhin machte man ihnen beträchtliche Schwierigkeiten, und der Verband war daher sicher von Vorteil für eine Anzahl Werke, ob für die Luftfahrt im ganzen, das muß die weitere Entwicklung zeigen.

Denn die Fabriken sind auf Serienfabrikation eingerichtet und haben kein Interesse für Neuerungen. Kleine Verbesserungen sind ihre Domäne, prinzipiellen Änderungen stehen sie ablehnend gegenüber. Nun liegt es aber durchaus nicht so, daß die Entwicklung des Flugzeugs abgeschlossen wäre und man nur lustig darauf los produzieren brauchte. Der Aëroplan allerdings ist in der Hauptsache entwickelt und nach seinen guten und schlechten Seiten erprobt. Er ist schnell, einfach und billig. Es braucht aber eine große Geschwindigkeit, um überhaupt eine entsprechende Tragkraft zu erlangen und sich in die Luft erheben zu können. Auch dann geht der Aufstieg zunächst nur langsam vor sich. Man muß daher auf einem großen ebenen Platz einen langen Anlauf nehmen, ebenso muß man mit großer (Schnellzugs-) Geschwindigkeit auf einem solchen Platz wieder landen. Es ist nicht möglich, diese Landungsgeschwindigkeit erheblich zu reduzieren, da eben die Tragkraft direkt von der Fahrgeschwindigkeit abhängt. Auf diesem prinzipiellen Fehler beruht ein großer Teil aller Unglücksfälle, und es müßte das Bestreben sein, Neukonstruktionen zu ermutigen, welche den Aufstieg und das Landen unter erheblicher Verminderung der Geschwindigkeit zu bewirken vermögen, so daß nur ein unbedeutender An- und Auslauf nötig ist. Unsere für große Geschwindigkeit gebauten Flugzeuge sind dazu nicht geeignet; der ganze Flugzeugbau ist zurzeit in einer Sackgasse festgefahren, aus der nur die Umkehr zu einem neuen System herausführt.

Hier einen neuen Anstoß zu geben, ist eine schöne Aufgabe der Nationalflugspende, und hierfür hat das Institut auch Mittel bereitgestellt. Leider sind aber unter den eingesandten Erfindungen nur sehr wenige, die, was Sachkenntnis und Durcharbeitung des Stoffes anbetrifft, auf einer solchen Stufe stehen, daß eine Unterstützung überhaupt in Erwägung gezogen werden kann, und bei diesen wenigen haben sich neue und erfolgversprechende Ideen bis jetzt nicht gefunden. Das aber kann sich jeden Tag ändern, und es wäre nur zu wünschen, daß auch der deutsche Luftfahrerverband seine Tendenz nach Bürokratisierung etwas mäßigte und tunlichst allen, nicht nur den syndizierten Kräften Ermunterung und Spielraum gewährte. Die letzten Tage haben gezeigt, daß man den unbequemen auswärtigen Wettbewerb durch Vorschriften nicht beseitigen kann und daß unsere Zivillieger

(bis auf einen) in einem Zustand der Inferiorität gegenüber den Franzosen sich befinden, der glücklicherweise für die Militärfieger nicht zutrifft. Nicht „bremsen“ sondern „vorwärtstreiben“ muß daher die Losung sein.



INGENIEUR G. KAMMERER, WIEN: PHOTOGRAPHISCHE UMBILDUNGEN.



M 22. August 1911 ist in Österreich ein Forscher gestorben, der der Photographie ganz neue Arbeitsgebiete eröffnet hat. Es war dies der k. und k. Hauptmann Theodor Scheimpflug, von dessen vielseitigen wissenschaftlichen Betätigungen hier nur jene herausgegriffen werden soll, die mit der Verwertung der Lichtstrahlen für den Entwurf perspektiver Bildveränderungen zusammenhängt.

Jeder Photograph weiß aus Erfahrung, daß eine Linse innerhalb ihres ausnützbaren Gesichtswinkels von einer ebenen Fläche, die senkrecht auf der optischen Achse steht, z. B. von einem Wandgemälde, ein ebenes Bild entwirft und daß dieses Bild um so weiter außerhalb der Brennweite der Linse zu stehen kommt, je weniger weit der Gegenstand von der Linse absteht. Ferner ist den meisten Photographen bekannt, daß die Schärfe des Bildes einer Landschaft auf der Mattscheibe ausgeglichen werden kann, wenn man die Mattscheibe so einstellt, daß ihr oberer Teil, der das Bild des nahen Vordergrundes auffängt, von der Linse weggeneigt ist, daß die Mattscheibe also nicht mehr senkrecht auf der optischen Achse steht. Andererseits lehrt die Erfahrung, daß vertikale Linien in der Landschaft, wie z. B. Mauerkanten, auf dieser geneigten Mattscheibe anstatt parallel zu bleiben, um so größere Winkel untereinander einschließen, je weiter sie von einer senkrechten Mittellinie gegen die Ränder hin abstehen und je mehr die Mattscheibe geneigt wird. Endlich kennt jeder Photograph die Schwierigkeiten der Einstellung auf größtmögliche Bildschärfe im allgemeinen, und hierauf muß man ganz besonders achten bei einer photographischen Reproduktionskamera.

Theodor Scheimpflug wollte nun schon seit seiner Studienzeit her, als er von seinem Lehrer an der Marineakademie in die Bildmeßkunst zum Zwecke der Landvermessung eingeführt worden war, Geländephographien aus hohen Standpunkten nach abwärts als wirklich naturbildlichen Untergrund für Landkarten ausnützen. Eine photographische Aufnahme des Geländes aus der Luft senkrecht nach abwärts wäre seinen Wünschen nun freilich am nächsten gekommen, aber zu Luftfahrten, auf denen er solche Aufnahmen hätte gewinnen können, fehlte ihm die Gelegenheit bis ins reife Mannesalter hinein. Bis dahin war es ihm nur gelungen, photographische Geländeaufnahmen von oben mit Hilfe von Drachen zu machen und diese waren niemals bei genau wagrechter Lage der Platte zu erzielen; aber sein stetes Forschen nach Mitteln, um Aufnahmen mit geneigten Platten in streng wagrechte überzuführen, ließen ihn schließlich die streng wissenschaftlichen Gesetze der schiefen photographischen Umbildung finden und Apparate bauen, um sie praktisch zu verwerten *).

*) Siehe „Der Perspektograph und seine Anwendung“ von Theodor Scheimpflug in der „Photographischen Korrespondenz“ November 1906, Nr. 554 der ganzen Folge. Separatabdrücke davon stellt das Photogrammetrische Institut Scheimpflug, Wien III-2 Erdbergerlande 6, jedem Interessenten zur Verfügung.

Solche Apparate, von Theodor Scheimpflug „Photo-Perspektographen“ genannt, vermögen alle Arten perspektiver Umbildungen auf rein photographischem Wege zu bewerkstelligen: sie können rechtwinklig umgrenzte Figuren in Parallelogramme, Trapeze, Trapezoide und andere Vierecke in beliebiger Größe, sie können kreisförmige in Ellipsen, Parabeln, Hyperbeln einpassen und damit Zeichenarbeit mühseligster Art spielend und mit untadeliger Genauigkeit verrichten. Der dekorativen Kunst werden hierdurch ganz neue Aussichten eröffnet; Umformungen von Flachornamenten mit noch so zarten Einzelheiten besorgt der Photo-Perspektograph nach Wunsch in wenigen Minuten.

Auch der Humor fehlt dem Apparate nicht, denn die Karikaturen, in die er Bildnisse verwandeln kann, wirken um so heiterer, als die Ähnlichkeit auch bei den grimmigsten Zerrungen unleugbar erhalten bleibt, so wie in den bekannten Lachkabinetten der Jahrmärkte.

Andererseits läßt sich der Photo-Perspektograph aber auch für ernste wissenschaftliche Dienste heranziehen, indem er perspektive Verziehungen aufzuheben gestattet. Ein Wand- oder Deckengemälde, eine Hausfront und ähnliches, das irgendwelche Hindernisse, wie störende Reflexe oder Platzmangel, nicht orthogonal aufzunehmen erlaubt haben, richtet der Photo-Perspektograph sofort in die gewünschte Projektion. Der Architekt wird die Ersparnis schätzen lernen, wenn ihm an Stelle stunden- und tagelanger Handzeichnung der Lichtstrahl eine Perspektive in den Aufriß oder einen Plan in die Perspektive umwandelt; und was für Gerüstkosten verursacht unter Umständen die Aufnahme eines Wand- oder Deckengemäldes an schwer zugänglicher Stelle in Kirche, Palast oder Museum!

Theodor Scheimpflug trat mit dieser seiner genialen Errungenschaft nur in ganz vereinzeltten Fällen hervor; ihm hatten die Gesetze der schiefen Umbildung vornehmlich für die Geländevermessung von oben zu helfen. Mit dem Photo-Perspektographen konnte er ja nun wirklich jede geneigte Aufnahme aus der Luft in eine wagrechte umphotographieren, ohne daß auch nur die geringfügigste Einzelheit des Naturbildes verloren ging. Die horizontierte Photographie des Geländes ist an sich schon der wahre Grundriß, wenn das Gelände wagrecht und flach ist; denn in diesem Falle gibt die Photographie nicht nur alle Richtungswinkel im Gelände unverzerrt wieder, sondern auch sämtliche wechselseitigen Punktabstände vollkommen maßtreu.

Je größer die Brennweite der Linse, also je größer das Bild und je geringer die Aufnahmehöhe über dem Gelände, desto größer sind natürlich die Maße am Bilde im Vergleich zum Gelände. Das Verhältnis zwischen der Länge einer Strecke auf der Geländedarstellung zur Länge derselben Strecke im Gelände wird in der Kartographie der „Maßstab“ genannt. Auf einer wagrechten Platte, die um eine Bildweite von 10 cm vom Hauptpunkte des Kameraobjektivs absteht, würde sich das Gelände, aus 100 m Höhe aufgenommen, im Maßstabe 1 : 1000 abbilden, weil sich die Strecken auf der wagrechten photographischen Platte zu den entsprechenden Strecken im wagrechten Gelände nach den Gesetzen ähnlicher Dreiecke ebenso verhalten, wie die Bildweite von 0,1 m zur Höhe 100 m des Aufnahmeobjektives über dem Gelände.

Für das Photographieren aus Luftfahrzeugen kommen nur Momentaufnahmen in Betracht; Objektive für Momentaufnahmen lassen sich nicht weitwinklig machen. Nun kommt es aber für Geländevermessungen aus der

Luft darauf an, mit jeder Aufnahme ein möglichst großes Gesichtsfeld zu erledigen; deshalb baute Theodor Scheimpflug einen „Panoramenapparat“, zusammengesetzt aus einer nach abwärts zu richtenden Mittelkamera und einem Kranz von sieben um 45° geneigten Seitenkameras. Ein derartiger Panoramenapparat umfaßt ein rund fünfzehnmal so großes Gesichtsfeld als die Mittelkamera allein; man braucht daher nur den fünfzehnten Teil von Aufnahmen, erspart also ebensoviele Anschlüsse der Aufnahmen untereinander und hat noch den wertvollen Vorteil, daß die relative Lage der Platten im Raume gegenüber dem Gelände, demnach auch der Maßstab der Bilder außerordentlich viel genauer ermittelt werden kann als für Einzelbilder. Der Photo-Perspektograph und ein besonderer Paßapparat ermöglichen die Umformung der Seitenbilder und deren photographische Vereinigung mit dem Mittelbilde in so präziser Weise, daß schließlich jede (gleichzeitige) Aufnahme mit den acht Einzelkameras des Panoramenapparats als eine einzige Weitwinkelaufnahme der Mittelkamera angesehen werden kann. War die Platte der Mittelkamera bei der Aufnahme annähernd wagrecht und waren die Aufnahmeorte in der Luft so gewählt, daß das ganze Vermessungsgebiet lückenlos abphotographiert ist, dann benötigt man für die Ermittlung des Maßstabes der vereinigten Panoramenbilder und den richtigen Anschluß der Nachbarpanoramen nur dreier Festpunkte im Gelände, weil die siebeneckigen Panoramenbilder einander schon genügend überdecken für die wechselseitige Lagebestimmung.

Das bisher Gesagte bezieht sich auf Vermessungen wagrechten flachen Geländes und auf bloße topographische Rekognoszierungen. Über unebenem Gelände, dessen Höhenunterschiede ebenfalls festzulegen sind, wenn man eine vollständige Karte erhalten will, müssen die wagrechten Abstände zwischen benachbarten Aufnahmeorten in der Luft so gewählt werden, daß jeder wichtige Punkt des Geländes aus mindestens zwei Aufnahmeorten deutlich sichtbar ist; über sehr steilböschigen Gegenden also kürzer als über flacheren. Photographien ein und desselben Geländeteiles aus zwei getrennten Aufnahmeorten in der Luft gestatten nämlich eine stereoskopische Auswertung, d. h. das Bildpaar, unter einem Stereoskop betrachtet, täuscht dem Beobachter ein körperliches Modell des Geländes vor, dessen Höhenunterschiede unmittelbar wahrnehmbar sind und an einem sogenannten Stereokomparator, wie ihn die berühmten Zeisswerke nach Angaben ihres Mitarbeiters Dr. Pulfrich bauen, durch Teilungen sogar genauestens gemessen werden können.

Ja, Theodor Scheimpflug und ich (früher sein technisch wissenschaftlicher Mitarbeiter, jetzt sein Nachfolger) haben selbst Apparate konstruiert, die bestimmt sind, derartige Bilderpaare während der Verfolgung identer Punkte auf ihnen unter Visiermarken unmittelbar in orthogonale Pläne mit Niveaulinien umzuzeichnen.

Scheimpflug zielte über bloß gezeichnete Pläne hinaus. Daß ursprünglich mit wagrechter Platte erzielte Photographien aus der Luft und ursprünglich geneigte, dann aber photographisch horizontierte Aufnahmen wagrechten ebenen Geländes richtige Pläne sind, wurde bereits erwähnt. Anders steht es um Photographien unebenen Geländes; hier ist es zwar auch gleichgültig, ob die Platte während der Belichtung wagrecht lag, oder ob ein geneigtes Bild in die Wagrechte umphotographiert wurde, aber eine Photographie unebenen Geländes stellt dem Aufnahmeorte nähere, also höher gelegene Geländeflächen in größerem Maßstabe dar als tiefer gelegene. Diese Ver-

schiedenheiten lassen sich nun durch die ebenfalls von Theodor Scheimpflug ausgedachte zonenweise Maßstabsverjüngung beheben *).

Hiermit wird aus den Vogelperspektiven der Panoramen ein naturbildlicher Untergrund in Orthogonalprojektion für Scheimpflugs Endziel, die „Photokarte“, geschaffen, der auf beliebige Weise kartographisch ausgestattet werden kann. Eine solche Photokarte eignet sich ganz besonders vorzüglich für Dr. Karl Peuckers farbenplastische Kennzeichnung der Höhenunterschiede **), die darin besteht, daß nach physiologischen Gesetzen ausgewählte Farbenfolgen das Geländebild in luftperspektivischer Wirkung körperlich erscheinen machen, als ob höher gelegene Partien aus dem Tieflande emporstünden und dem Beobachter näher gerückt wären. Eine derartige „raumtreue Photokarte“ braucht nicht erst mühsam enträtselt zu werden; namentlich der Luftfahrer, dem der Anblick eines Geländes von oben nichts Ungewohntes mehr ist, wird ihre Vorzüge zu schätzen wissen: Der photographische Untergrund mit seinen naturwahren Einzelheiten an Stelle von konventionellen Signierungen, die erst studiert sein müssen, die kartographische Hervorhebung all dessen, was für ihn wichtig ist, und eine auf den ersten Blick ins Auge springende Plastik des Höhenbildes sind so große Hilfen für eine untrügliche Orientierung über dem Gelände, daß er mit Ungeduld die Zeit ersehnen wird, wo ihm für alle seine Fahrten solche Karten zur Verfügung stehen werden.



DR. RICHARD HENNIG, BERLIN: DIE GRÖSSTEN MEERESTIEFEN.

(Nachdruck verboten.)

DIE Nachricht, daß das Vermessungsschiff der kaiserlichen deutschen Marine „Planet“, das seit 1906 auf einer höchst ergebnisreichen Forschungsreise begriffen ist, nicht fern von den Philippinen zuverlässig eine Meerestiefe von 9780 Metern gemessen habe, ist in mehrfacher Hinsicht äußerst interessant. Ist doch daraus zu erkennen, daß die Einsenkungen der Erdrinde unter die Oberfläche immer noch bedeutend tiefere Beträge erreichen, als man noch vor gar nicht langer Zeit angenommen hat, und wird es doch immer wahrscheinlicher, daß die größten Meerestiefen die höchsten Berge um mindestens 1000 Meter übertreffen, ja, daß „das Meer, wo es am tiefsten ist“, sich vielleicht mehr als 10 Kilometer unter die Meeresoberfläche senkt. Bis 1899 hielt man die am 19. Juni 1874 unter 44 Grad nördlicher Breite und 152 Grad östlicher Länge im Stillen Ozean gelotete sogenannte Tuscarora-Tiefe von 8513 Meter endgültig für die tiefste Stelle in allen Meeren; heut hingegen kennt man bereits fünf Stellen auf der Erde, in denen die Tiefe des Meeres mehr als 9000 Meter beträgt, und da diese einzelnen Stellen zumeist durch recht erhebliche Entfernungen voneinander getrennt sind, muß man heute erheblich unsicherer als vor 17 Jahren sein, ob man in der Tat jetzt die größten Meeressenkungen

*) Siehe „Th. Scheimpflugs Landvermessung aus der Luft“, von Ingenieur G. Kammerer im Internationalen Archiv für Photogrammetrie. Wien, Nov. 1912.

**) Siehe „Die raumtreue Photokarte“ von Margarethe Große in Meißen; Österreichische Alpenzeitung Nr. 871 vom Dez. 1912.

bereits sämtlich kennengelernt hat, die zum Teil übrigens, wie z. B. die neue „Planet“-Tiefe in verhältnismäßig gar nicht großer Entfernung von Land liegen: ist doch die Tiefe von 9780 Meter nur etwa um 75 Kilometer vom nächsten Punkt der Ostküste der Philippinen getrennt!

Die Erforschung der Meerestiefen, die heute einen recht breiten Raum in der wissenschaftlichen Forschung einnimmt, ist keineswegs eine bloße wissenschaftliche Spielerei, für die sie der Laie gern hält, dem es nicht recht einleuchten will, welchen praktischen Zweck man mit der Auslotung der Meere in allen Teilen der Erde eigentlich verfolgt. Die genaue Kenntnis der Gestaltung des Meeresbodens ist aber z. B. von großer und zuweilen von entscheidender Bedeutung für die Verlegung großer Seekabel, die man natürlich nicht aufs Geratewohl irgendwo im Meere versenken kann, sondern nur auf einem genauestens bekannten Meeresboden. Um dies voll zu verstehen, nehme man nur einmal an, es hätte gerade an der Stelle, wo jetzt die „Planet“-Tiefe entdeckt worden ist, ein Kabel an die Philippinen herangeführt werden sollen. Man rechnete vielleicht, daß es in eine Tiefe von 4000 Meter zu liegen kommen werde, und bemaß seine Länge demgemäß. Nun aber fände man erst bei der Verlegung unerwartet heraus, daß es nicht 4000, sondern fast 10 000 Meter tief zu liegen komme. Die Folge davon wäre, daß man mindestens zweimal $6000 = 12000$ Meter Kabel mehr gebrauchen würde, was einem Wert von einigen hunderttausend Mark entsprechen würde und unter Umständen die Kabelverlegung vereiteln könnte. Kennt man aber die große Tiefe vor der Verlegung des Kabels, so wird man natürlich bestrebt sein, dieses so zu führen, daß es die großen Tiefen umgeht. — Doch ist dies nur ein besonders eklatantes Beispiel dafür, daß bei der Feststellung der Tiefen in den Ozeanen auch praktische Gesichtspunkte von nicht geringer Bedeutung mitspielen.

Es ist kein Zufall, daß die systematische Erforschung der Meerestiefen gerade in der Zeit in Angriff genommen wurde, als die ersten Projekte zur Verlegung von Seekabeln auftauchten. Bis etwa zur Mitte des 19. Jahrhunderts war in dieser Beziehung noch wenig geschehen. Erst 1818 hatte der berühmte Polarforscher Sir John Ross in der Baffinsbai zum ersten Male einige Meerestiefen zu wissenschaftlichen Zwecken loten lassen. Noch um 1850 herrschten über die wahrscheinlichen Tiefen der Ozeane ganz verkehrte Vorstellungen; man schätzte die Tiefe des Atlantischen Ozeans auf etwa 14—15 Kilometer, zumal da 1843 Clark Ross im südlichen Teil des Atlantik eine Tiefe von 8412 Meter gemessen haben wollte, während in Wirklichkeit die tiefste Stelle des Atlantischen Ozeans, die allerdings jenen Betrag nahezu erreicht (8341 Meter) im Norden von Porto Rico zu suchen ist. Selbst als es sich in der Mitte der 50er Jahre darum handelte, das erste Seekabel durch den Atlantischen Ozean zu führen, rechnete man noch mit Meerestiefen von 15 Kilometern, die man überwinden müsse, und war daher sehr angenehm enttäuscht, als der amerikanische Leutnant Maury, der systematisch die Tiefen der in Aussicht genommenen Kabelroute zwischen England und Amerika feststellen sollte, in einem Bericht vom 23. Februar 1854 meldete, daß der Boden des Ozeans ein geradezu ideales „Telegraphenplateau“ darstelle, das nur an zwei Stellen Tiefen von wenig mehr als 4000 Meter aufweise.

Heute kennt man das Aussehen des Meeresbodens in allen befahrbaren Meeren der Erde ziemlich genau. Man weiß, daß die durchschnittliche Tiefe der Meere ganz erheblich größer ist als die durchschnittliche Erhebung der Landmassen übers Meeresniveau, so daß, wenn man alle Gebirge der Erde

und alle Länder bis auf den Meeresspiegel abtragen und das entfernte Material ins Meer werfen würde, dessen durchschnittliche Tiefe gar nicht allzu sehr verringert werden würde. Nicht nur übertrifft die räumliche Ausdehnung der Meere die der Länder ungefähr um das Doppelte, sondern 62% aller Meeresflächen weisen auch Tiefen von mehr als 3600 Metern auf, während die Landerhebungen, die über 3600 Meter Höhe hinausgehen, bekanntlich nur einen verschwindend kleinen Teil der Erdoberfläche ausmachen. Selbst die gewaltigen Meerestiefen von mehr als 5400 Meter nehmen noch das ungeheure Areal von 715 200 Quadratmeilen ein! Außerhalb des Stillen Ozeans, der, wie oben gesagt, die größten Meerestiefen besitzt, sind die nachfolgenden Stellen in den Hauptozeanen die tiefsten, die man kennt:

Ozean	Tiefe	Stelle
Atlantischer Ozean	8341 m	Bei Porto Rico, 19° 39' n. Br., 66° 26' w. L.
Indischer Ozean	7000 „	Südlich von Java, 10° 15' südl. Br., 108° 5' östl. L.
Südliches Eismeer	5733 „	58° 5' s. Br., 35° 54' ö. L.
Nördliches Eismeer	4846 „	Halbwegs zwischen Spitzbergen und Grönland, 78° 5' n. Br., 2° 30' w. L.

Im Stillen Ozean hingegen hat man seit dem Jahre der Auffindung der Tuscarora-Tiefe (1874) folgende größte Tiefen festgestellt:

Ort	Tiefe	Jahr der Auffindung
Tuscarora-Tiefe, 19° 39' n. Br., 66° 26' w. L.	8513 „	19. Juni 1874
Westen von Bougainville (Salomons-Inseln)	9140 „	1910
Osten der Tonga-Inseln	9184 „	1895
Osten der Kermadec-Inseln	9412 „	30. Dezember 1895
Osten der Kermadec-Inseln	9427 „	31. Dezember 1895
Nero-Tiefe, südöstlich von Guam	9633 „	November 1899
„Planet“-Tiefe, nordöstlich von Mindanao, etwa 8° n. Br., 127° ö. L.	9780 „	1912


Die neu aufgefundene größte Meerestiefe ist aber auch deshalb äußerst interessant, weil die Differenz der tiefsten Senkung von der höchsten Erhebung des nächstbenachbarten Landes einen Betrag erreicht, der auf so geringe Entfernung anscheinend nirgends sonst auf Erden vorkommt. Die genannte Nerotiefe bei Guam senkt sich 10 123 Meter unter die höchste Erhebung der benachbarten Insel, die 490 Meter über den Meeresspiegel emporragt. Die 9427 Meter-Tiefe bei den Kermadec-Inseln differiert vom höchsten Punkt der benachbarten Raoul-Insel um 9937 Meter. Die „Planet“-Tiefe jedoch ist von dem knapp 200 Kilometer entfernten Urdaneta-Berg auf Mindanao (1894 Meter) um nicht weniger als 11 674 Meter Höhendifferenz unterschieden. Freilich sind an anderen Stellen der Erde auf allerdings etwas größere Entfernungen in der Luftlinie noch beträchtlichere Höhenunterschiede vorhanden. Ein Punkt des ausgedehnten Tuscarora-Tiefs in seinem südlichen Teil mit 8491 Meter Tiefe differiert von dem einige hundert Kilometer entfernten Fujiyama, dem heiligen Berge der Japaner (3780 Meter), um 12 271 Meter, der Gipfel des Sahama in den Anden (6415 Meter) ragt 12 956 Meter über eine etwa 300 Kilometer entfernte Tiefe von 6541 Meter an der Küste von Iquique empor, und in der Gegend von Taltal besteht auf etwa 400 Kilometer Entfernung die größte bekannte Niveaudifferenz zwischen einer Meeres-senkung von 7635 Meter und der ungeheuren, auf 6600 Meter Höhe geschätzten

Schneekuppe des Andenvulkans Llullallaco an der chilenisch-argentinischen Grenze. Sie macht etwa 14 235 Meter aus!

Ob die „Planet“-Tiefe nun den Tiefenrekord für alle Zeit behalten wird oder nicht, muß dahingestellt bleiben. Der höchste Berg der Erde, der berühmte Mount Everest (der übrigens mit dem bedeutend, etwa 600 Meter, niedrigeren Gaurisankar nicht identisch ist!) ist, nach den neuesten, recht genauen Nivellierungsmessungen 8882 Meter hoch, wird also von der tiefsten, bis jetzt bekannten Meeresstelle noch um fast genau 900 Meter übertroffen. Der Unterschied zwischen der höchsten Erhebung und der tiefsten Einsenkung der Meeresoberfläche beläuft sich nunmehr auf nicht weniger als 18 662 Meter!

Eine besondere Betrachtung verdient noch für die europäischen Verhältnisse die Tiefe der „Randmeere“ unseres Kontinents. Das flachste unter ihnen ist das Weiße Meer, das es nur bis auf 350 Meter bringt, die weitaus tiefsten Senkungen hingegen finden sich im Golf von Biscaya und im Mitteländischen Meer. Der erstere weist in seiner Öffnung zum Ozean eine tiefste Stelle von 4754 Meter auf, daneben in seinem inneren Teile in nicht sehr großer Entfernung vom Land eine weitere Senkung von 3917 Meter, wobei noch nicht einmal feststeht, ob man nicht dereinst noch eine größere Tiefe auffinden wird, da die Lotungen im südlichen Teil des Golfs von Biscaya bisher noch spärlich sind. Im Mittelmeer hingegen hat man die tiefste Stelle südlich von Griechenland, 100 Kilometer südwestlich vom südlichsten Kap des Peloponnes, dem Kap Matapan, mit 4400 Meter festgestellt. Das Adriatische Meer bringt es auf 1645, das Schwarze Meer auf 2244 Meter Tiefe.

Ganz seltsam liegen die Dinge in den beiden deutschen Randmeeren, der Nord- und der Ostsee. Beide gehören zu den sehr flachen Meeren, deren durchschnittliche Tiefe nur 60—80 Meter beträgt. Ihre tiefsten Stellen freilich gehen bedeutend über diesen Wert hinaus. Die Nordsee, die in der Nähe der deutschen Küste nur vereinzelt Tiefen von 50 Meter überschreitet, weist in ihrem nördlichen Teil einen ziemlich tiefen Graben auf, den „Norwegischen Graben“ nahe der skandinavischen Küste; nicht weit vom Eingang zum Skagerrak hat man hier eine tiefste Stelle von 809 Meter gelotet. Infolgedessen ist die Nordsee doch noch erheblich tiefer als die Ostsee. Die letztere hält sich in der Nähe der deutschen Küste auf weite Entfernungen allenthalben unter 100 Meter Tiefe, mit Ausnahme einer kleinen Stelle in der Danziger Bucht, wo die Tiefe 113 Meter beträgt. Im übrigen gibt es in der Ostsee nur vier räumlich begrenzte Stellen von über 200 Meter Tiefe. Die weitaus tiefste von ihnen liegt zwischen Stockholm und Gotland und beträgt — — ja, das läßt sich sonderbarerweise noch nicht sagen. Eine Lotung hat hier bei 463 m noch keinen Grund ergeben, aber bis heute ist sie nicht wiederholt worden. So ist denn — unglaublich, aber wahr! — die Ostsee zurzeit das einzige Meer der Erde, über dessen größte bekannte Tiefe man eine sichere Angabe nicht zu machen vermag! —



DR. BRUNO RAUECKER, HAGEN I. W.: DIE VOLKSWIRTSCHAFTLICHE BEDEUTUNG DES DEUTSCHEN MUSEUMS FÜR KUNST IN HANDEL UND GEWERBE, HAGEN I. W.



N immer weiteren Kreisen erwacht die Erkenntnis von der Notwendigkeit der Qualitätsproduktion. Der Deutsche Werkbund hat es sich darum zur Aufgabe gemacht, im Zusammenwirken von Kunst, Industrie und Handwerk die deutsche Arbeit zu durchgeistigen, und das Deutsche Museum für Kunst in Handel und Gewerbe, Hagen i. W., eine Gründung des Museums Folkwang in Hagen und des eben genannten Werkbundes, hat es übernommen, diesen Qualitätsgedanken durch die Veranstaltung von Wanderausstellungen den weitesten Kreisen durch die Anschauung zu vermitteln.

Seit 1909, dem Gründungsjahre, hat das Museum 140 Ausstellungen in Deutschland, Österreich, Belgien, Holland, England und zuletzt in Amerika organisiert. Die Bedeutung, die namentlich der amerikanischen Wanderausstellung beizumessen ist, wird bereits aus verschiedenen Zeitungsberichten ersichtlich, die anlässlich dieser Ausstellung in der amerikanischen Tagespresse und den verschiedenen Monats- und Halbmonatsschriften amerikanischer Kunst- und Handelskreise erschienen sind. Es schreibt z. B. der Newark Call vom 3. März 1912: „Wenn wir uns eine Stunde in der Ausstellung aufhalten, so bekommen wir einen bedeutsamen Eindruck von ihren Absichten, und wir werden unsere Überzeugung dem Künstler, dem Handwerker oder dem Industriellen vermitteln können, daß „Made in Germany“ eine Phrase ist, die vollkommen zu Unrecht in den verschiedenen Weltteilen gebraucht wird. Im Ablauf des letzten Menschenalters hat Deutschland seine Kunstindustrie mit einem Ernst und einer Gründlichkeit entwickelt, die von keiner anderen Nation erreicht worden ist. Dieser Vorgang bildet den Anlaß für uns, der Ausstellung des Deutschen Museums für Kunst in Handel und Gewerbe ganz besondere Beachtung zu schenken. In Deutschland hat auf der einen Seite die Industrie keine Ausgaben gescheut, sich die besten technischen Errungenschaften zu sichern, und auf der anderen Seite hat die Regierung ihr den Rücken gedeckt und dieses mit betont nationalen Absichten, erfüllt von dem Geiste, der die deutsche Armee organisiert hat. Der Erfolg von alledem ist, daß Deutschland am Anfange einer modernen nationalen Kunst steht, die von einer ungewöhnlich beachtenswerten Strenge, Zweckmäßigkeit und Charakterfülle ist.“ Die New York Times bringt einen gemeinsamen Bericht über den Besuch eines deutschen Geschwaders beim Präsidenten Taft und die Wanderausstellung unseres Museums. Sie überschreibt den bezüglichen Artikel mit dem Haupttitel: „Deutschland hofft auf verstärkte Handelsbeziehungen zu uns“ und dem Untertitel: „Die Geschäftswelt verfolgt den Empfang der deutschen Seeleute mit Interesse.“ Die Chicagoer Tribune meint, „wir sind hinter den Deutschen zurückgeblieben, denn diese sind schon längst zu der Ansicht gekommen, daß mittels Maschinen hergestellte Muster, wenn sie in sinn- und bedeutungslosen Wiederholungen bestehen, fortmüssen. Die Ausstellung beweist, daß Deutschland in der Eroberung der Weltindustrie die Führung übernommen hat.“

Die leitende Monatsschrift der amerikanischen Kunstkreise, The Inter-

national Studio, New York, versichert: „dieses Kunstgewerbe philosophisch, gründlich, ist voll von überragender schöpferischer Aktivität und Vitalität. Keine Nation wendet das Prinzip der dekorativen Komposition nur annähernd so nachdrücklich an, als die deutsche. Die Erfolge dieser ihrer Anstrengungen sprechen für sich selbst.“

Geht also bereits aus diesen Zeitungsberichten die volle Anerkennung der amerikanischen interessierten Kreise hervor, so wird uns die Notwendigkeit, deutsches Kunstgewerbe auf dem Weltmarkt durch unsere Bestrebungen zu propagieren, noch deutlicher, wenn wir in der Frankfurter Zeitung vom 3. Dezember 1912 lesen, daß im Dezember des vergangenen Jahres unter den Auspizien des Institut français aux États unis eine Vereinigung in New York gegründet wurde, die den Zweck verfolgt, durch eine Zentrale in New York und Zweigvereine im Lande werbend für die künstlerischen Produkte Frankreichs zu wirken. Es soll ein besonderes Gebäude für eine Dauerausstellung französischer Kunstwerke errichtet werden, der u. a. die heimische Regierung auf Monate Schätze aus den National-Museen überlassen will. Diese letztgenannte Bestrebung scheint uns aus dem wachsenden Verständnis des Auslandes für die deutsche kunstgewerbliche Qualitätsproduktion zu resultieren und andererseits in dem verstärkten Angstgefühl des französischen Kunstgewerbes, den Weltmarkt zu verlieren, begründet zu sein. Wir können die Bemühungen einer Kulturnation, wie es Frankreich ist, unter allen Umständen sich den Weltmarkt durch qualitätsbestimmte Produkte offenzuhalten, wohl verstehen. Denn in der Arbeitsteilung der Völker untereinander muß es die Aufgabe der Nationen mit wenig Rohmaterialien, hohen Arbeitslöhnen und einer bereits bis zur Sättigung entwickelten Technik sein, mit geschmacklichen Produkten erobernd auf den Märkten der Erde aufzutreten. Auch für Deutschland, das seit den achtziger Jahren eine fortwährende Verstärkung seiner Ausfuhr an Fabrikaten erlebt, während seine Halbfabrikate und Rohprodukte fortwährend sich verringernde Posten der Handelsbilanz bilden, ist es von durchgreifender Wichtigkeit, der Veredelung der gewerblichen Arbeit unter dem Gesichtswinkel der Handelspolitik sein größtes Augenmerk zuzuwenden. Daß der kunstgewerbliche Markt für deutsche Qualitätserzeugnisse, insbesondere in Amerika, offensteht, geht auch aus einem Gutachten des Handelssachverständigen am Generalkonsulat in New York, Waetzoldt, hervor, das bereits im Jahre 1910 abgegeben wurde. Es lautet: „Die größte Absatzmöglichkeit findet sich in Amerika für Einzelmöbel, Gebrauchs- und Ziergegenstände. Es muß der Eigentümlichkeit des amerikanischen Publikums, Gegenstände der Raumkunst-Ausstellung, die ihm gefallen, ohne Rücksicht auf Einheitlichkeit zu kaufen, Rechnung getragen werden. Da die Wohnräume, sei es im sogenannten Apartment house oder im Einzelhause, im Durchschnitt klein und niedrig sind und kaum Gelegenheit zu einer Wohnungseinrichtung im anderen Sinne geben, wird das Publikum darauf angewiesen, gefällige Einzelgegenstände zu kaufen.“

Ganz in ähnlichem Sinne lauten die Berichte der amerikanischen Konsulate und Generalkonsulate der sechs Städte, die unsere amerikanische Wanderausstellung berührt hat. Wenn nun von mehreren Seiten, namentlich von Gewerbetreibenden, der Vorwurf gegen unsere Veranstaltung erhoben wird, daß unsere Ausstellung nur dazu diene, deutsche Muster kopieren zu lassen, und daß auf diese Weise die ausländische Industrie in den Stand gesetzt würde, die kunstgewerblichen Produkte selbst herzustellen, so müssen wir darauf erwidern, daß wir uns dieser Tatsache vollkommen bewußt sind. Wir glauben

aber, daß die Orientierung des amerikanischen, wie überhaupt des Auslands-Geschmackes, um so stärker gerade nach Deutschland erfolgen wird je mehr sich die betreffende Auslandsindustrie bemüht, deutsche Muster nachzuahmen. Denn abgesehen davon, daß der wirkliche geistige und künstlerische Gehalt eines kunstgewerblichen Gegenstandes niemals ohne weiteres von Kopisten nachgeahmt werden kann, steht es fest, daß die Produkte des französischen und englischen Kunstgewerbes, die ehemals den Weltmarkt beherrschten, der eben bezeichneten Gefahr in demselben Maße ausgesetzt waren, daß aber trotzdem, ja wir möchten sogar sagen, eben darum, der ausländische Markt nach französischem und englischem Geschmack orientiert wurde.

Zum Schluß soll nicht versäumt werden, auf die nationale Bedeutung der Wanderausstellungen des Deutschen Museums für Kunst in Handel und Gewerbe hinzuweisen, die darin besteht, daß die Deutschen im Auslande mit den Lebensformen des Heimatlandes vertraut gemacht und in den Stand gesetzt werden, sich mit vaterländischer Kultur zu umgeben. Es ist dies eine Gewähr dafür, daß die vorgeschobenen Posten unseres Deutschtums sich selbst erhalten und nicht in fremdem Volkstum untergehen werden: England und Frankreich, die beiden großen kolonisatorischen Völker der Vergangenheit, haben stets die Möglichkeit besessen, ihre Lebensformen und ihren Lebensinhalt den fremden Völkern entgegenzustellen, und in dieser Vereinigung der beiden Daseinswerte haben sie sich stets als ihres Vaterlandes würdig erhalten. Deutschland aber hatte den Engländern und Franzosen in der Vergangenheit nichts Gleichwertiges an die Seite zu stellen. Wir sind überzeugt, daß die Ursache, warum auch heute die Klagen über die Treulosigkeit der Deutschen im Auslande nicht verstummen wollen, tief in dem Umstande begründet liegt, daß ihr starker Lebensinhalt im vergangenen Jahrhundert keine Form besaß. Diesem Unheil zu steuern, dienen unsere Wanderausstellungen. Wir hoffen, daß der Mangel an Lebensformen, der uns vom Standpunkte der fremden Nationen aus als gelehrte Barbaren erscheinen ließ, damit behoben werden kann, und erhoffen damit, daß die Deutschen, die bisher als ein Volk der Dichter und Denker galten, auch als ein Volk der Lebensformen und damit der nationalen Kultur endgültig erscheinen können.



CH. MORONEY, EH. LONDON: GEBURTENRÜCK- GANG IN ENGLAND.



ANGE hielt man das Aufhören des Bevölkerungszuwachses, resp. die starke Verminderung der Geburtenanzahl für eine speziell französische Erscheinung, und viel Verwunderung wurde durch die Konstatierung erregt, daß auch im Deutschen Reiche das Verhältnis der Geburtenanzahl zur Bevölkerung sich in den letzten Jahren weitaus erniedrigt habe. Daß es sich wirklich um ein allgemein gültiges, mit der modernen Zivilisation zusammenhängendes Phänomen handelt, wird durch die Ergebnisse einer Untersuchung bestätigt, die in diesen letzten Jahren in England vorgenommen wurde. Eine angesehene Gesellschaft, die Fabian Society, ernannte zwecks Untersuchung des Problems ein Komitee, das in eingehendster Weise die Tatsache des Geburtenrückganges selbst, wie sie durch die jähr-

lich veröffentlichten Statistiken auch in England allgemein bekannt ist, sowie deren Ursache untersuchte.

Der Bericht der Kommission stellt an Hand eingehender Statistiken und Dokumente eine Reihe von Thesen fest, die im nachstehenden genannt seien:

1. Der Rückgang in der Geburtenanzahl ist keineswegs bloß durch eine Veränderung im durchschnittlichen Lebensalter der Bevölkerung oder im Prozentsatz der Verheirateten gegenüber den unverheirateten Frauen oder in einem späteren Heiratsalter zu suchen.

2. Die Verminderung der Geburtenanzahl ist keineswegs auf die Städte beschränkt. Sie ist in den Städten nicht bedeutender als in den ländlichen Bezirken. Sie geht also nicht auf die ungesündere Art des städtischen oder Fabriklebens, auf die ungünstigeren Wohnungsverhältnisse der Städte zurück.

3. Besonders scharfe Rückgänge in der Geburtenanzahl sind dort festzustellen, wo die Geburt von Kindern eine besonders starke Beeinträchtigung in der Wohlhabenheit oder dem Lebensgange der betreffenden Familien darstellt, vor allem in solchen Gegenden, wo die Frauen Fabrikarbeit leisten und durch Geburt eines Kindes und die damit zusammenhängende Notwendigkeit, der Arbeit eine Zeitlang fernzubleiben, wirtschaftlich schwer geschädigt werden.

4. Der Rückgang in der Geburtenanzahl ist ferner sehr stark in den wohlhabenden Kreisen, deren Lebensfuß je nach der Kinderzahl ein wesentlich verschiedener sein muß.

5. Der Rückgang der Geburtenanzahl ist weitaus größer in jenen Schichten der Bevölkerung, welche Sparsamkeit und Voraussicht der Zukunft aufweisen, als in den übrigen.

Gerade diese letztere Konstatierung ist naturgemäß die charakteristischste und wichtigste. Sie wird insbesondere auf Statistiken der wechselseitigen Unterstützungsvereine begründet. So wurden die Berichte der Hearts & Oak Friendly Society, welche heute 272 000 männliche Mitglieder zählt, während der ersten 47 Jahre untersucht. Es ist das eine Gesellschaft, welche nur solche Arbeiter als Mitglieder aufnimmt, die mindestens 24 Mark Wochenlohn beziehen, sowie solche Kleinbürger, die ein entsprechendes Einkommen nachweisen. Das schließt alle Gelegenheitsarbeiter und selbst die untersten Schichten der gelernten Arbeiter aus, faßt die Arbeiteraristokratie, die fleißigen, in ihrem Gewerbe tüchtigen Arbeiter, zusammen, unter ihnen wieder nur jene, welche ihren Lohn nicht gänzlich ausgeben, sondern einen Teil als Reserve für unglückliche Lebenszufälle und für das Alter anzulegen wünschen. Das Charakteristikum der Mitgliederschar dieser Gesellschaft gegenüber dem Rest der englischen Bevölkerung liegt also in Tüchtigkeit, Sparsamkeit und Voraussicht; gerade in diesen Kreisen war der Geburtenrückgang außerordentlich groß.

Er kann präzise festgestellt werden, da die Gesellschaft unter anderen Zahlungen auch 30 Mark an jedes Mitglied verabfolgt, dessen Frau von einem Kind entbunden wird. Die Zahl dieser Zuwendungen ist in den Jahren 1866 bis 1880 langsam von 21 % auf 24 % gestiegen, vom Jahre 1881—1904 ist sie langsam zurückgegangen und beträgt im letztgenannten Jahre nur mehr 11½ %, d. h. auf je 100 Mitglieder wurden im Jahr nur 11½ Ansprüche auf diese Zahlung angemeldet.

6. Der Rückgang in der Geburtenanzahl ist gewissen neuen Ursachen zuzuschreiben, welche vor ungefähr 50 Jahren zu wirken begonnen haben.

7. Dieser Rückgang ist überwiegend, wenn nicht ausschließlich, das Ergebnis freiwilliger Beschränkung in der Kinderanzahl von seiten der Ehegatten.

Diese letztere Feststellung suchte das Komitee dann durch eine auf die individuellen Fälle Rücksicht nehmende Statistik zu erhärten und sandte 634 Fragebogen an Personen der verschiedenen Gesellschaftsschichten aus, jedoch in Beschränkung auf die Mittelklassen vom gelernten Arbeiter aufwärts bis zu den freien Berufen, unter Ausschaltung der ungelernten Arbeiter einerseits, der reichen Klasse andererseits, somit an die Personen jener Schicht, bei der planmäßiger Lebenskampf am ehesten vorausgesetzt werden kann. Sie waren so gehalten, daß die Antwort anonym erfolgen konnte.

Von diesen Bogen wurden 316 ausgefüllt zurückgesandt, und nur 74 derselben enthielten die Angabe, daß keine Vorsorge für Beschränkung der Kinderanzahl getroffen worden sei, während 242 Personen angaben, sie hätten solche Vorsorge getroffen.

128 Personen aus der obengenannten Gesamtzahl von 242 gaben auch an, aus welchem Grunde sie die Kinderanzahl beschränkt hätten, und zwar 38 aus ökonomischen Gründen, 13 um sexueller Krankheiten oder Gesundheitsstörungen willen, die für die Frau von der Geburt zu befürchten wären, 19 um sonstiger Krankheiten und 9 um der Unlust der Frau willen.

Sowohl die allgemeine, wie diese letztere Spezialstatistik stimmen darin überein, daß der Geburtenrückgang überwiegend ein frei gewollter ist und auf Motive zurückgeht, die gerade von den denkenden und voraussehenden Schichten der Bevölkerung als wichtig für ihre Lebenswohlfahrt angesehen werden.

Eben diese Erwägungen zeigen andererseits, daß es sehr wohl im Bereiche des staatlichen Willens liegt, diesen Motiven andere Motive entgegenzusetzen, welche den Rückgang der Geburtenziffer aufheben können, insofern nämlich die Geburt der Kinder aus einem für die betreffende Familie sozial ungünstigen zu einem sozial günstigen Faktor gemacht wird. Den Staatsleitern muß es überlassen sein, festzustellen, inwieweit im betreffenden Lande von einer öffentlichen Gefahr, die aus dem Rückgange der Geburtenanzahl hervorgeht, gesprochen werden kann und, insoweit das festgestellt wird, die entsprechenden Gegenmaßnahmen, seien sie auch überaus kostspielig, zu ergreifen, da ja naturgemäß ein Geburtenrückgang, der zu tatsächlichem Bevölkerungsrückgang führt, die drohende Möglichkeit der Rassenvernichtung mit sich bringt.

CHRONIK

DER Stand der Luftschiffahrt im Jahre 1912: Der Internationale Luftschifferverband (Fédération Aéronautique Internationale) veröffentlicht sein

Jahrbuch, aus dem der Stand der Luftschiffahrt zu Ende 1912 aus folgenden offiziellen Ziffern hervorgeht. Danach hatten:

Geprüfte Flugzeugführer:

Frankreich.....	968
England.....	376
Deutschland.....	335
Vereinigte Staaten.....	193
Italien.....	189
Rußland.....	162
Österreich.....	84
Belgien.....	68
Schweiz.....	27
Holland.....	26
Argentinien.....	15
Spanien.....	15
Schweden.....	10
Dänemark.....	8
Ungarn.....	7
Norwegen.....	5
Ägypten.....	1

Kugelballonführer:

Deutschland.....	909
Frankreich.....	264
Österreich.....	86
Italien.....	67
Belgien.....	55
Vereinigte Staaten.....	42
England.....	32
Schweiz.....	30

Motorballonführer:

Österreich.....	24
Frankreich.....	23
Deutschland.....	22
Italien.....	13
England.....	11

Untergrundhäfen für Luftschiffe:

In Fachkreisen Deutschlands beschäftigt man sich zurzeit mit der Anregung, an Stelle der aus Wellblech hergestellten Luftschiffhallen, in welchen die Zeppelinkreuzer liegen, unterirdische Luftschiffhallen herzustellen. Als wichtigster Grund wird von den Befürwortern der Idee ein kriegstechnischer angeführt. Man befürchtet nämlich, daß es kühnen französischen Fliegern gelingen könnte, zu Beginn eines Krieges Bomben auf die freistehenden Luftschiffhallen, die ja sämtlich in Westdeutschland, nahe der französischen Grenze liegen, herabzuwerfen und die Zeppelinkreuzer zu zersören, bevor sie Dienste

leisten können. Durch Anlegung unterirdischer Luftschiffhallen würde dies ausgeschlossen werden.

Auch für den Frieden besäßen sie den Vorteil, daß die Luftschiffe viel besser gegen jeden Anschlag bewacht werden können; ferner würde man entsprechende, mit Bäumen zu bepflanzende Einschnitte zu den Hallentoren führen, und dies brächte den bedeutenden Vorteil, daß die Gefahr des Einlaufens der Luftkreuzer bei Seitenwind auf ein Minimum beschränkt würde, weil sich die Luftschiffe zwischen den Böschungen des Einschnitts oder Hohlwegs im Windschatten befänden und so vom Winde nicht erfaßt werden könnten.



Amerikanische Luftschifferprojekte:

Eines ihrer waghalsigsten ist ohne Zweifel das des Prof. Todd von der Universität von Amherst. In einem Aluminiumkäfig mit Reservoirs voll komprimierter Luft will er, angehängt an einen Ballon, zu den höchsten Luftregionen aufsteigen, um festzustellen, bis zu welchen Höhen der Mensch existieren könne. Ferner will er, in jenen atmosphärischen Höhen angelangt, wo der Luftwiderstand bereits auf ein Minimum gesunken ist und infolgedessen die Verbindungsmöglichkeit mit den Planeten näher gerückt erscheint, versuchen, mit einem Sammler für Telegraphie ohne Draht Botschaften aufzufangen, die etwa vom Mars entsandt sein könnten.

Der Gedanke, mit den Bewohnern dieses Planeten in Verbindung zu treten, hat übrigens zwei weitere Projekte entstehen lassen: Professor Pickering von der Harvard-Universität möchte zum Mars Lichtsignale mittelst ungeheurer Spiegel werfen, die mehr als 50 Millionen Mark kosten würden und Professor Wood von der John Hopkins-Universität will über eine Ebene ungeheure

Streifen von schwarzem Tuch spannen und so den Marsbewohnern Zeichen geben, die sie mittels ihrer Teleskope sehen könnten.

* * *

Ein Projekt, das mehr Anrecht auf Verwirklichung zu haben scheint, ist das von Professor Clayton, der mit einem Ballon den Atlantischen Ozean überfliegen will und zu diesem Ende einen Versuchsflug von der pazifischen Küste zur atlantischen unternehmen will. Er beabsichtigt, zu diesem Zweck einen Ballon von 7000 cbm zu konstruieren.



Sanitätsluftfahrzeuge: Bei den letzten französischen Manövern suchte der Senator und Arzt Dr. Raymond mit seinem Blériot-Monoplan die zerstreut liegenden Verletzten auf dem ganzen Terrain zusammen und fand sie alle. — Dr. Perret erklärt es für geboten, die Schwerverwundeten eines Krieges mittels Luftfahrzeug vom Schlachtfeld wegzubringen. Vom doppelten Gesichtspunkt des freien Schwebens und der Geschwindigkeit ist der Luftweg der ideale.

Ein Rechtsproblem wirkt hier hinderlich. Wird das Sanitätsluftfahrzeug als neutral angesehen werden? Wird es, bewehrt mit dem Zeichen des roten Kreuzes, von den Feinden geschont werden? Die Juristen bestreiten es mit der Erklärung, daß die Kriegführenden nie und nimmer solch ein Späherauge, das ungestraft alles beobachten könnte, dulden würden. Die Aeroambulanz wird erst nach der Schlacht ihr Werk tun können, und zwar in der Auffindung all der in Gräben und Dickichten Schmachttenden, die ohne Hilfe ihren Wunden erliegen. Nach den Schlachten bei Metz im Jahre 1870 zählten diese Abgängigen nach Tausenden, die man erst drei, vier,

ja zehn Tage nach der Schlacht auffand. Ebenso wird erst nach der Schlacht der rasche Transport der Verwundeten vorgenommen werden können.

Die Ligue nationale aérienne erklärte, daß es für die französische Republik ehrenvoll wäre, die Initiative zur Einberufung einer Konferenz in Betracht des vorliegenden Gegenstandes zu ergreifen. Ebenso wurde ein Appell an die Gesellschaften des Roten Kreuzes um Schutz für die Sanitätsluftschiffahrt abgefaßt.

Dr. Felix Regnault,
Paris.



Eisenbahnbauten in Französisch-Nordafrika: Der Bau der projektierten Eisenbahn in Marokko hat bis jetzt nur geringe Fortschritte gemacht, da das deutsch-französische Übereinkommen vorsieht, keine Bahn dürfe vor der Bahnlinie Tanger-Fez gebaut werden. Der Inangriffnahme dieses Baues stehen immer noch diplomatische Schwierigkeiten bezüglich der Beteiligung französischer und spanischer Kapitalien im Wege und somit kann auch der Bau der Bahnlinie Rabat-Fez, der an sich keinerlei solchen Schwierigkeiten begegnen würde, begonnen werden.

Andererseits wird im Osten Marokkos mit großem Eifer an Verlängerung der algerischen Bahnlinie bis in das Herz Marokkos gearbeitet. Bereits seit langem ist ja das algerische Bahnnetz bis nach Lalla Marnia an der algerisch-marokkanischen Grenze ausgedehnt und von der Hafenstadt Oran kann man in 6 Stunden, von der Hauptstadt Algier in 17 Stunden an die Grenze gelangen.

In Lalla Marnia hat man zunächst noch die Automobilpost zu nehmen, um über die Grenze nach dem Hauptort von Ostmarokko, Udschda zu gelangen; doch ist die Bahntrasse bis

nahezu zur Stadt bereits fertig und Militärzüge benützen auch bereits den größeren Teil der Strecke.

Udschda selbst hat sich in den 6 Jahren seit der Besetzung durch die Franzosen vollständig verändert. Dort, wo ehemals kein Europäer sich auch nur niederlassen konnte, ohne größte Gefahr für sein Leben zu laufen, ist heute ein europäisches Viertel mit mehr als 1000 Einwohnern entstanden, neben dem sich ein ausgedehntes französisches Heerlager erstreckt. Auch in der marokkanischen Stadt selbst haben sich zahlreiche algerische und jüdische Händler niedergelassen, eine strenge Straßenpolizei sorgt für Reinlichkeit und Ordnung und auch die elenden Wege der Umgebung sind für Waren- und Automobilverkehr brauchbar gemacht und gegen Überfälle gesichert worden.

Die Bahnlinie selbst soll bloß bis Taourirt im Muluyatal ausgedehnt werden und an der ganzen Strecke wird bereits lebhaft gearbeitet. Damit wäre dann eine leichte Verkehrsmöglichkeit von Osten her bis an die Grenze von Innermarokko geschaffen und da die Fertigstellung der folgenden Strecke über Taza nach Fez wohl nur eine Frage kurzer Zeit sein mag, wird ein unmittelbarer Anschluß an die zu erbauenden Eisenbahnlinien nach Westmarokko gegeben sein und man wird in wenigen Jahren von Casablanca am Atlantischen Ozean im direkten Zuge nach Algier und Tunis fahren können.

Da Tunis bekanntlich nur eine kurze Nachtfahrt von den Endpunkten der sizilischen Bahn entfernt ist, wird somit eine schnelle Verbindung von Mitteleuropa nach allen Punkten Marokkos gegeben sein.

Handelt es sich bei den Bahnen in Ostmarokko um die Durchquerung öder Steppen, welche das fruchtbare Gebiet von Innermarokko von Algerien scheidet, so sind in den letzten Jahren im Südosten Marokkos und

in Südalgerien eine Reihe von Bahnen geschaffen worden, welche die Wüstensteppe durchschneiden und die Verbindung mit den üppigen Saharaoasen herstellen. Vollendet ist bereits die Bahn von Oran über Saida nach der berühmten Palmenoase Fignig im Südosten Marokkos. Unweit östlich davon die Bahn von Konstantine — durch die Schluchten des Saharaatlas und im letzten Stück des Weges durch die Wüstensteppe nach der Oase Biskra. Von dort mußte man noch vor wenigen Jahren auf trostlosen Landwegen weiterfahren, während man seit kurzer Zeit im Automobil 200 km südlich durch die stets öder werdende, der wahren Wüste sich annähernde Steppe nach der Oase Touggourt bequem und sicher reisen kann. Eben dahin wird jetzt auch eine Bahn erbaut, so daß man bald im bequemen Schlafwagen bis in das Innere der Sahara wird gelangen können.

L. Mallermé.



Eine neue Art Straßenbahnwagen in Boston: In Boston wurde im Vorjahre ein neues *Tramway-system* eingeführt, das dieses Jahr über regelmäßig sowohl in der genannten Stadt wie auch in New York funktionierte. Die neuen Tramwayzüge bestehen aus zwei gewöhnlichen Wagen, die jedoch in ähnlicher Weise miteinander verbunden sind wie zwei Bahnwagen auf deutschen D-Zügen. Von fern gesehen machen beide Wagen den Eindruck eines einzigen Gefährts.

Das Verbindungsstück hat keine Räder, sondern ist an den beiden anderen Wagen befestigt. Die beiden Türen befinden sich in eben diesem Verbindungsstück, während die Wagen selbst keinerlei Türen haben. Die Reisenden zahlen ihren Platz beim Eintritt, was dem Schaffner die Einsammlung der Gelder und die Ver-

teilung der Fahrkarten erleichtert. Gerade dieser Vorteil wird vom Publikum sehr geschätzt, das nicht durch das Kommen und Gehen des Schaffners gestört wird.

Diese zentrale Kabine ist auch mit einem elektrischen Ofen versehen, der sie im Winter heizt, bzw. die Wärme den beiden Wagen zukommen läßt.

R. Hanley.



Ein telegraphischer Rekord: Ein wahrhaft wunderbarer Rekord ist durch die Times in New York jüngst erzielt worden.

Diese Zeitung hatte das folgende Telegramm aufgeschrieben:

Schickt dieses Telegramm rund um die Welt. Times. New York.

Punkt 7 Uhr abends wurde dieses Telegramm von einem Redakteur der Zeitung im Zentralbureau New Yorks aufgegeben, Punkt 7 Uhr 16 Minuten 30 Sekunden war es zurück. Das Telegramm hatte einen Weg von 28 713 geographischen Meilen, das sind ungefähr 146 000 km mit 17 Umschaltungen zurückgelegt.

Es scheint, daß $1\frac{1}{2}$ Minuten immerhin noch hätten erspart werden können. Eine andere Zeitung New Yorks plant auch bereits noch vor Ende dieses Jahres den Rekord der Times zu brechen.

Georges Costes.



Die Numerierung der Straßen in Frankreich: Seit mehreren Jahren schon beklagen sich die Touristen in Frankreich über Verirrungen und Verzögerungen aller Art, die durch den Wirrwarr der französischen Straßen und durch die ungenügenden Bezeichnungen und Wegweiser hervorgerufen werden.

Nun wird eine Maßregel vor-

geschlagen, die auf den ersten Blick schon vortrefflich scheint. Sie besteht darin, den Landstraßen einen Eigennamen und Nummern zu geben, geradeso, wie man die Straßen einer Stadt mit Namen nennt, so daß z. B. für einen Reisenden, der von Paris nach Cherbourg will, die Sache genau so einfach und leicht wäre, wie für einen Fußgänger der Weg vom Bahnhof Saint Lazare zum Triumphbogen, wenn er einen Plan der Stadt Paris, auf dem die Namen aller Straßen eingezeichnet sind, in Händen hat.

Um einen anderen Vergleich zu gebrauchen, wäre die Bezeichnung der Landstraßen durch Nummern analog dem System der farbigen Pfeile, das vom französischen Touring-Club angewendet wird. Geradeso wie diese grünen, blauen, roten Pfeile auch den wenigst scharfsinnigen Touristen sicher und mühelos ans Ziel seiner Fahrt geleiten, so würden die an allen günstigen Objekten angebrachten Nummern, die für alle sichtbar und allen verständlich sind, jeden Irrtum vermeiden helfen und auch jenen Personen, die im Lesen der Landkarten ungeschickt oder unerfahren sind, nützen.

Diese Reform hätte außer den Vorzügen der leichten Verständlichkeit, der Klarheit, Einfachheit und Bequemlichkeit auch noch den: durchaus billig zu sein, da die Wärter der Brücken und Straßen in wenigen Monaten die erforderliche Arbeit leisten könnten.

Georges Costes.



Die Hygiene der Lüftung: Infolge zahlreicher Experimente, die Dr. Evans besonders im zoologischen Garten von Chicago vornahm, kam dieser amerikanische Arzt zu dem Schlusse, daß die furchtbare Krankheitszunahme in dieser Stadt, vor allem der Tuberkulose, im wesent-

lichen auf schlechte Lüftung zurückgehen müsse *).

Tiere sowie Menschen, sagt Dr. Evans, mögen in den extremsten Klimaten gelebt haben, sie werden sich einer jeden Temperatur völlig anpassen können, vorausgesetzt, daß sie in frischer Luft leben.

Von diesem Prinzip ausgehend, reorganisierte der amerikanische Arzt den zoologischen Garten, dessen tropische Tiere im Winter trotz der überhitzten Räume zugrunde gegangen waren.

Gleichzeitig bot Dr. Evans seinen ganzen Einfluß und seine ganze Energie auf, die Hygiene der öffentlichen Schulen und der Werkstätten abzuändern.

In dieser letzteren Kategorie hat er besonders den Bäckergehilfen seine Aufmerksamkeit zugewendet, von denen die Mehrzahl zwischen 25 und 34 Jahren tuberkulös stirbt. Der Arzt packte das Übel an seiner Wurzel. Er verlangte, daß die Backöfen, — die sich bisher in Kellern befanden — in Zukunft in der gewöhnlichen Höhe der Werkstätten, also in vollem Lichte, errichtet würden. Neue hygienische Bäckereien wurden in Chicago konstruiert und sind sowohl vom Publikum, als auch von der Regierung mit lebhafter Befriedigung begrüßt worden.

Das Werk des Dr. Evans war schwerer in den Schulen durchzuführen. Seine Forderungen gingen so weit, zu verlangen, die Kinder bei einer Temperatur, von -10° bei geöffneten Fenstern zu unterrichten. Man sah in ihm einen Barbaren. Aber das Wohlbefinden der so gewöhnten Schüler lieferte ihm die beste Verteidigung und das neue Prinzip ist jetzt: „Ein bißchen

weniger Unterricht und mehr Sauerstoff.“

Georges Costes.



Der Kampf gegen den Staub:

Die Hygieniker Amerikas behaupten, daß alle Krankheiten von all dem infizierten Staub kommen, den man mit dem Essen schluckt und mit der Luft einatmet. Mehrere Staaten Nordamerikas nahmen sich das zu Herzen und so müssen von nun an die Kaufleute im Distrikt Kolumbia alles zu verkaufende Zuckerwerk und Kuchenbackwerk unter Glas ausstellen oder zum mindesten mit Organtin zudecken, damit die Insekten sich wenigstens nicht draufsetzen können.

In Texas und Indiana ist es strengstens verboten, in Bäckerläden, Restaurants, Delikatessengeschäften, Gewürzläden Lebensmittel unbedeckt aufzustellen, die empfänglich für Mikroben sind. So enthält der Zucker in den Gewürzläden tausende von Bakterien pro Kilogramm, wenn er in den Auslagen aufgeschüttet liegt. Man hat nachgewiesen, daß der Staub oftmals der Träger von Infektionskrankheiten ist und Darm-erkrankungen veranlaßt.

In Texas wurde das Herumführen von Gemüse und Obst in offenen Karren strengstens verboten und ist das Publikum aufgefordert, jede Unreinlichkeit beim Verkauf von Eßwaren zur Anzeige zu bringen.

Georges Costes.



Bad und Hygiene: Nicht alle Bäder reinigen. Man braucht nur einen Augenblick nachzudenken, um dies zu verstehen. Es gibt Bäder, die beschmutzen; und wie es scheint, sind dies die weitaus häufigsten.

Der bekannte Bakteriologe Nikolsky hat nach gewöhnlichen Wan-

*) 1906 sind in Chicago 3000 Personen durch ungesunde und ungenügende Ernährung gestorben. 10000 Erkrankungen der Atmungsorgane entstanden infolge mangelhafter Lüftung.

nenbädern eine Zunahme der Hautbakterien um ein Viertel konstatiert.

Wenn der Bakteriologe Markoff im Gegenteil nach dem Bad eine Verminderung der Mikroben um ein Sechstel gefunden hat, so deshalb, weil er dem Bad eine Abgießung mit frischem Wasser folgen ließ.

Hidaka ließ in ein und derselben Wanne drei Leute nacheinander baden. Nach jedem Bad wurde die Wanne eilig mit reinem Wasser ausgespült und aufs neue gefüllt. Auf dem Rücken des ersten Badenden hatte man vor dem Bad 420 Mikroben nester gefunden, nach dem Bad 1009; bei dem zweiten Badenden 84 vor und 270 nach dem Bad; bei dem dritten 60 vor und 280 nach dem Bad.

Die Reinigung der Haut durch die gewöhnlichen Bäder, wenigstens vom bakteriologischen Standpunkt, ist also vollkommen hinfällig, wenn nicht sowohl die Wanne kräftig ausgerieben, als auch nach dem Bad eine Abwaschung mit reinem Wasser vorgenommen wird.



Sterilisation von Flüssigkeiten durch die ultravioletten Strahlen:

Die Trinkwasserfrage wird erst völlig gelöst erscheinen, wenn alle mit dem Menschen in unmittelbare Berührung kommenden Wässer sterilisiert sein werden. Dies schien noch vor kurzem ein unerreichbares Postulat der Hygieniker und siehe da: in der Stille der Laboratorien findet es seine unendlich einfache und wundersame Erfüllung. Es sind die ultravioletten Strahlen, wie die elektrische *Merkurlampe* sie erzeugt, die dazu berufen scheinen, uns vollkommen einwandfreies Wasser zu liefern.

Das Ehepaar Cervodearum zeigte, wie alle pathogenen Mikroben durch die Einwirkung der ultravioletten

Strahlen binnen kürzester Frist getötet werden. Auch der aller infizierteste Wasserstrahl, den eine *Merkurlampe* bescheint, wird aus ihrem Lichtkreis eben so steril hervorgehen, als wenn er im papinschen Topf gereinigt worden wäre. In wenigen Augenblicken kann man so sterilisierte Wasserläufe herstellen.

Aber damit hat man sich bereits abgefunden und die Gelehrten wollen nunmehr wissen, wieso die ultravioletten Strahlen die Mikrokosmen töten.

Ist es Erwärmung? Nein, denn der Wasserlauf schießt unter der Lampe zu schnell dahin, als daß er sich erhitzen könnte, und wäre es auch nur um einige Zentigrade. Auch der Einfluß von Ozon kann es nicht sein, obwohl die *Merkurlampe* dieses unvergleichliche Sterilisationsgas freimacht; denn man kann das Wasser in Quarzröhren an der Lampe vorbeileiten und es wird doch nicht weniger sterilisiert sein.

Kurz, die Sterilisation vollzieht sich in einer ganz neuen und völlig unerklärten Weise.

Fernand Mazade.

Paris.



Gegen das Sumpffieber: Die Ostküste von Korsika wird seit Jahrhunderten vom Sumpffieber verheert. Dr. Laverau gibt eine Zusammenstellung der Maßregeln bekannt, die nun ergriffen werden sollen, um diese Fieberepidemie zu hemmen.

Neben allgemeinen Maßregeln, wie dem Austrocknen der Sümpfe und der Herbeileitung trinkbaren Wassers usw., fordert der Gelehrte die Nachforschung und Zerstörung des Sumpffiebererregers.

Die hygienischen Maßregeln, die in Ismailia mit solchem Erfolg angewendet wurden, sollen auch Korsika befreien.

Die Zerstörung der Moskitonester, das Ausbrennen der Sümpfe, das Schützen der Fenster und Türen der Behausungen durch feine Drahtgitter sind die besten Verteidigungsmittel gegen das Sumpffieber. Ferner soll auf Korsika ebenso wie in Italien das Chinin vom Staat zu sehr mäßigen Preisen geliefert werden. *Vict. G.*

Künstliche Milch: Ein Professor der Hygiene an der Universität Klausenburg, Herr Gustav Rippler, hat eine wahrhaft sensationelle Erfindung gemacht.

Nach 6 Jahre lang währenden Versuchen ist es ihm gelungen, auf künstlichem Wege Milch zu erzeugen, die in ihrer chemischen Zusammensetzung wie auch nach ihrem Nährwert genau die gleichen Eigenschaften aufzuweisen scheint, wie die beste natürliche Kuhmilch.

Professor Rippler erzeugt seine Milch — zu deren Herstellung ausschließlich pflanzliche Substanzen dienen — durch ein höchst einfaches Verfahren. Verschiedenartige Körner werden in einen Apparat gebracht, der die Flüssigkeit vollkommen gebrauchsfertig entläßt.

Diese Milch ist von weißer Farbe und ihre Erzeugung ist bedeutend weniger kostspielig als auf natürlichem Wege. Überdies besitzt sie einen angenehmen süßen Geschmack und hat nicht jenen „Stallgeruch“, der vielen Personen widersteht.

Als künstliche Milch ist dieses Präparat selbstverständlich sterilisiert, was es verhindert, einen günstigen Nährboden für zahllose Krankheitskeime abzugeben.

In den ungarischen Spitälern wird die praktische Verwendbarkeit dieser Erfindung gegenwärtig ausprobiert.

G. C.

Kinematograph und Arbeit: Ein großes industrielles Unternehmen in New York griff zum Kinematographen, um die Arbeitstüchtigkeit seines Personals zu stärken. Das Resultat war ein außerordentlich bemerkenswertes.

Man photographiert den Arbeiter während einer Arbeit. Jede seiner Bewegungen ist auf den Films registriert. Eine Wanduhr ist ihm gegenüber aufgehängt, woran die Zeiten, die für jeden Handgriff in Anspruch genommen werden, genau abzulesen sind. Die Uhr hat nur einen Zeiger, der den Lauf um das Zifferblatt in 6 Sekunden macht. Er ist immer sichtbar und man kann auf diese Art alle nutzlosen Bewegungen während der Ausführung einer Arbeit eliminieren.

Eine Arbeit, die früher 35 Minuten benötigte, konnte nach kinematographischer Kontrolle in 9 Minuten ausgeführt werden.

Gewonnene Zeit, erhöhter Arbeitslohn.

Die Arbeiter sahen ihre Löhne um 20 % erhöht.

Georges Costes.

Eine japanische Methode der Wiederbelebung: Der Kuatsu (einintegrierender Bestandteil des Jiu-Jitsu) ist die Methode der Japaner, Ohnmächtige (Knocked out) ins Leben zurückzurufen. Sie findet sowohl bei Fällen von Sonnenstich und Ertrinkungen als auch bei vielen anderen Bewußtlosigkeitszuständen Anwendung, und zwar wie folgt: Der Kranke wird mit dem Gesicht auf den Boden der Länge lang hingelegt, die Arme ausgebreitet. Nun schlägt der Arzt mit der Faust wohlgezielt und gleichmäßig auf den siebenten Genickswirbel. Sobald der Kranke die Besinnung erlangt, wird er in sitzende Stellung gebracht und

mit seinen Armen Rotationsbewegungen vorgenommen; hierauf müssen Gehversuche angestellt werden. Dieser letztere Punkt darf nicht außer acht gelassen werden, denn er hat die völlige Blutzirkulation und Atmung wieder herzustellen. Im gegenteiligen Fall sinkt der Patient wieder in Bewußtlosigkeit. Der springende Punkt dieser Ohnmachtsbehandlung ist das Stoßen auf den Dorn des siebenten Genickwirbels. Es ist eines der Mittel, wodurch ein Reflex des Herzens erzeugt werden kann. Das beste Instrument hierfür ist ein pneumatischer Hammer.

Einer der Ärzte, die den New-york medical record redigieren, erklärt, daß er des öfteren Gelegenheit gehabt habe, das Wirbelstoßen bei heftigen, das Herz angreifenden Infektionskrankheiten anzuwenden und daß die Methode stets einen überraschenden Erfolg gehabt habe.

Andreas May.



Das Deutsche Museum auf der Genter Ausstellung: Auf Einladung des Präsidenten Herrn Prof. Becker übernahm das Deutsche Museum für Kunst in Handel und Gewerbe die Organisation der Raumkunst- und Kunstgewerbeabteilung im Deutschen Hause der Genter Weltausstellung. Die Raumkunstabteilung umfaßt Räume von Bruno Paul, Ludwig Troost, R. A. Schröder, Walter Gropius, A. Breuhaus und F. Höndorf sowie eine Sonderausstellung des Münchener Adalbert Niemeyer. In der Architekturabteilung treten van der Velde, Olbrich, Messel, Endell, Fischer und Muthesius hervor. Peter Behrens stellte seine Petersburger Botschaft in zahlreichen Zeichnungen in einem besonderen von ihm ent-

worfenen Raume aus. Das Kunstgewerbe fand in einem 400 qm großen Saale Platz, den J. L. M. Lauweriks-Hagen gestaltete. Der Architekt hat versucht, die Menge der den Raum füllenden Vitri- nen und Postamente durch ein System von Bandornamenten zusammenzufassen, die in dem mächtigen Stamme eines polygonalen Wandeinbaues ihre Eingung finden, um sich, von diesem zur Decke emporgeführt, dort wieder als reine Mäander über Decke und Wände zu verzweigen. Diese wirksame Einheitsidee lebt sich in konsequenter Durchführung in proportionierten Schautischen, Vitri- nen und Postamenten aus. In einem Umgange sind auf der einen Seite des Saales Typographie und Reklamekunst, auf der anderen Seite Textilien ausgestellt worden. Die typographische Folge zeigt die Entwicklung der modernen Type von Eckmann über Behrens, Koch, Ehmcke zu Bernhard und Gipkens; Beispiele aus Ehmckes Düsseldorfer Schriftkursen veranschaulichen das Bestreben, ornamentale Schriften aus dem Materialgefühl zu entwickeln. Plakate von Bernhard, Behrens, Klinger, Gipkens, Hohlwein, Deutsch und andere vertreten die Straßenreklame. In zahlreichen sorgfältig gewählten Druck- sachen kleinerer Art zeigt sich die mannigfaltige Verwendung in Handel und Industrie. In Verbindung mit dieser Abteilung steht das Buchgewerbe. Unsere ersten Verlage sind dort mit Stichproben vertreten. Die Textilien umfassen Spann- und Vorhangstoffe, Wandteppiche, Stickerien, Batiks und Spitzen aus der Hand zahlreicher Künstlerinnen. Die bedruckten Seidenstoffe der Wiener Werkstätte folgen nach. Puppen von Käthe Kruse und Marion Kaulitz schließen sich an. Die Mitte des Saales füllen die Metall- und

Steinarbeiten, Keramik und Glaswaren. Mendelssohns gepunzte Eisen- und Messinggefäße nehmen eine Koje ein. Reichhaltig ist vor allem die Sammlung des Edelmetalls: Werke der Hagener Silberschmiede und der Wiener Werkstätte, Silber- und Goldarbeiten von van de Velde, Czeschka und Lettré. Als Schmuckkünstlerinnen zu erwähnen sind Annie Hystak und Nina Brühlmann. In der Glasabteilung stehen die böhmischen Produkte an erster Stelle. Neu sind die geätzten Graphitgläser von Lobmeyr nach Entwürfen von Josef Hoffmann. Geschliffene Kristallschalen zeigen, daß die Qualität deutscher Produktion sich in dieser Hinsicht neben die französischen Waren stellen kann. Modelle guter Trinkgläser zeigen Peter Behrens, Kolo Moser und Jungnickel. Aus der Produktion der Porzellanmanufakturen von Nymphenburg, Berlin, Meißen und Schwarzburg sind nur die modernen Modelle ausgestellt; sämtliche Kopien nach historischen Stücken sind streng ausgeschieden. An Holz- und Elfenbeinarbeiten seien die Arbeiten von Alwin Schreiber-München und Haggemacher-Hellerau erwähnt. Ein reiches Werk moderner Intarsiarbeit hat das Kestner-Museum in Hannover zur Verfügung gestellt. Es ist dies ein von Lauweriks entworfener Ebenholz-Schmuckschrank, zu dem Thorn-Prikker eine Intarsiabekleidung entworfen hat. Ausgeführt wurde er von dem hannoverschen Kunsttischler Albert Schulze. Die deutsche Glasmosaikgesellschaft Puhl u. Wagner ließ ein Madonnenrelief, gleichfalls nach einem Entwurf von Thorn-Prikker ausführen. Viel andere Dinge wären noch zu erwähnen.

Das Wesentliche und Prinzipielle

dieser Ausstellung liegt jedoch in dem abgekürzten Verfahren. Das Publikum wird, statt durch endlose Stände unkontrollierter und unsystematisch aufgestellter Waren ermüdet zu werden, an dem Leitfaden eines pädagogischen Gedankens an dem konzentriertesten Gehalt unserer neudeutschen Gewerbekunst vorübergeleitet. Das Beste, das unsere Künstler und Gewerbetreibenden in einmütigem Streben geschaffen haben, ist vorhanden und nicht nur vorhanden; es bietet sich in reinlicher Aufstellung dem Auge des Besuchers, wie das Bild einer alten Zeit in unseren großen hauptstädtischen Museen dar. Es ist nicht mehr möglich, in einer solchen Ausstellung im Trüben zu fischen, weil jede unzureichende Qualität durch die bessere Leistung entwertet und bloßgestellt wird. Die Ausstellungen können einzig und allein das werden, was man billigerweise von ihnen erwarten sollte: eine hohe Schule des Geschmacks, ein Wettstreit des Besten und Erlesenen, wie es einst auf anderem Gebiete das griechische Olympia war.

Meyer-Schönbrunn.



Die wirtschaftlichen Grundlagen der Tages- und Zeitschriftenpresse *):

Die wirtschaftlichen Grundlagen der Tages- und der Fachzeitungen und Zeitschriften haben sich in den letzten Jahrzehnten gewaltig verschoben. Nur einen geringen, immer kleiner werdenden Teil der Gesamteinnahme machen die Abonnementsgelder aus.

„Diese an sich allbekannte Tat-

*) Mit gütiger Erlaubnis des Verfassers, Herrn Dr. Paul Stoklossa, Berlin-Wilmersdorf, einer Abhandlung über die periodischen Druckschriften Deutschlands entnommen, die im Jahrbuch Schmollers im Verlag von Duncker und Humblot erschienen ist (Schmollers Jahrbuch XXXVII 2).

sache *) wird insbesondere durch die amerikanische Zeitungsstatistik erhärtet, welche — mag sie vielleicht auch nicht bis auf die letzte Ziffer genau sein — den großen Zügen nach den Stempel der Richtigkeit an sich trägt.“ Es entfielen von den Einnahmen sämtlicher Zeitungen und Zeitschriften der Vereinigten Staaten auf:

Jahr	die Anzeigen den Verkauf		d. i. auf die Anzeigen %
	Millionen Dollar		
1880	39,13	49,87	44,0
1890	71,24	72,34	49,6
1900	95,86	79,92	54,5
1905	145,51	111,29	56,7

Es ist diese Entwicklung vor allem eine Folge der in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts eingetretenen Verbilligung des Bezugspreises. Um durch Gewinnung eines großen Abonnentenstammes das rentable Anzeigengeschäft zu erweitern, wurden die Zeitungsbezugpreise immer mehr heruntergesetzt. Es ist damit so weit gekommen, daß die Bezugspreise hinter den Herstellungskosten erheblich zurückbleiben. Schon im Jahre 1873 stellte sich nach einer zur Zeit der Wiener Weltausstellung veröffentlichten Berechnung der „Neuen Freien Presse“ der Jahrgang auf 30 bis 40 Gulden jährlich für die Herausgeber, während der Abonnementspreis 18 Gulden betrug.

Noch mehr als bei der Tagespresse tritt dieses Mißverhältnis bei den Zeitschriften und Fachzeitungen zutage. Eine Ausnahme bildet hier nur die wissenschaftliche Fachpresse, welche durchschnittlich einen recht hohen Bezugspreis aufzuweisen hat. Hier ist der Kreis der Abnehmer meist nur ein sehr kleiner, und als Insertionsorgan kommen diese Blätter wenig oder gar nicht in Betracht. Auf der anderen Seite gibt es aber unter den Fachblättern ungefähr

200 Organe, die nur von den Inseraten leben und die gar nichts kosten, sondern gratis an diebetreffenden Interessenten versandt werden. Bei einer großen Anzahl von Fachzeitungen findet sich dann noch die unentgeltliche oder verbilligte Abgabe an bestimmte Vereine, Verbände usw., deren Publikationsorgane die betreffenden Blätter sind. Hier ist der Preis für das Abonnement meist in dem erhobenen Beitrag zu der Korporation mit inbegriffen.



Zwei Jubiläumsschriften deutscher Fabriken: Es hat sich in letzter Zeit in Deutschland die schöne Sitte eingebürgert, die Jubiläumsschriften der Großbetriebe in möglichst künstlerischer und gediegener Darstellung zu veröffentlichen. Zwei der interessantesten aus der jüngsten Zeit sind die Jubiläumsschrift der Firma Krupp anläßlich des hundertjährigen Bestehens und die von Konrad Matschoß herausgegebene Lebensgeschichte des Begründers der Maschinenfabrik R. Wolf in Magdeburg-Buckau, aus Anlaß des fünfzigjährigen Bestehens.

Die im Verlage von Gustav Fischer in Jena herausgegebene Schrift des Hauses Krupp gibt eine außerordentlich interessant geschriebene Übersicht des Werdens dieser gewaltigen Werke. Die in den Text eingestreuten Holzschnitte und Zeichnungen von Professor Robert Engels und C. Thiemann sind sehr geschmackvoll und buchtechnisch von großem Reiz.

Was über die Ausstattung der Jubiläumsschrift der Kruppwerke gesagt worden ist, gilt in noch höherem Grade von der Ausstattung der Jubiläumsschrift der Firma Wolf. Dieses Werk stellt der Entwicklung der deutschen Buchillustration ein hohes Zeugnis aus. Die beigegebenen Photographien von Waldemar Titzen-

*) Mataja, Die Reklame, S. 231.

thaler, die Federzeichnungen von Wilma Matschoß in Charlottenburg und die technischen Skizzen der Einzelteile von Ingenieur Hans Fankhaenel in Magdeburg verschaffen dem Buche eine Wirkung, die kaum von anderen Veröffentlichungen dieser Art erreicht worden ist. Es sei darauf hingewiesen, daß sich in dieser Art von Schriften, die halb dem Reklame-, halb dem Repräsentationsbedürfnis der herausgebenden Firmen dienen, ein neuer, vornehmer Reklamestil entwickelt, der geeignet ist, die Erfolge der deutschen Arbeit in ganz ausgezeichnete Weise zu verbreiten.



Leberecht Migge: Die Gartenkultur des 20. Jahrhunderts: *) Für den Unterrichteten bedeutet das mannigfache Gartenweben augenblicklich um uns her, dieses eifrige Predigen, Planen und Probieren nur einen Schleier über das Chaos, das sich darunter breitet. Was besteht, woher kams und wohin gehts mit unseren neuen Gärten? Das sind Fragen, die alle angehen — heute oder später.

Indem ich versuche, sie natürlich zu beantworten, muß ich ohne Ausnahme alle Gartenerscheinungen von dem gleichen geistig-gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Untergrunde aus betrachten, der sie mit allem übrigen

zusammen gebär. Diese im Gartenbereich noch einigermaßen ungebrauchliche Art und Weise berührt dann aber ohne weiteres den Umkreis unseres Gemeinschaftslebens auch noch an anderen, an seinen empfindlichsten Stellen. Birgt die herrschende kapitalistische Wirtschaftsform wirklich eigene ethische Werte, und wie sind sie zu heben? Soll das große Mißverstehen weiter herrschen zwischen Qualität und Lohn, zwischen Schönheit und Technik? Die schöpferischen Kräfte unseres Volkes, ist es möglich, sie mit den eigentlich leitenden, den wirtschaftlichen mehr als bisher organisch zu verweben, ihr beiderseitiges Gebiet abzustecken, ihre Wertung objektiv zu bewirken? Und da heißt es nichts mehr und nichts weniger als ein Stück der großen Auseinandersetzung unserer Zeit zwischen Rhythmus und Muskel, zwischen Geist und Geld auch in die blühenden Gefilde des Gartens zu verpflanzen, wenn deren Künstler, Techniker und Kaufleute in Erinnerung ihrer gleichen Abstammung und ihrer im wesentlichen gleichen Ziele hier zum Einigsein und Einighandeln verwiesen werden. Der Garten muß organisiert werden. Sein Material, sein Hersteller und sein Besitzer, sie müssen jedwedes ihren richtigen Platz im großen Getriebe ohne Mühe finden und würdigen können. Es ist ernst gemeint, wenn ich sage: wir müssen den heutigen „Garten“ überwinden, wenn wir Gartenkultur gewinnen wollen. *Leberecht Migge.*

*) Leberecht Migge, Die Gartenkultur des 20. Jahrhunderts. Mit 74 Illustrationen und 23 Tafeln. Verlag Eugen Diederichs in Jena. Brosch. 5 M., Leinen 6.50 M.



RICHTUNGSLINIEN DES FORTSCHRITTS VON PROFESSOR DR. R. BRODA · PARIS

KULTURAUFGABEN DES JAHRHUNDERTS.

VIII. Die Anpassung von Siedlungsdichtigkeit und Wirtschaftsweise an die Verteilung der Naturschätze auf der Erde.



AS 19. Jahrhundert hat den führenden Völkern der weißen Rasse vermöge der Erfindung der Dampfmaschine, der Entdeckung der Elektrizität und der Unterwerfung so vieler anderer Naturkräfte ganz neue Produktionsmittel an die Hand gegeben, ihnen ganz neue Produktionsmethoden erschlossen, welche der eigenen Rasse in so vielen früheren Jahrhunderten ganz unbekannt waren und den fremden Rassen bis fast zur Gegenwart unbekannt geblieben sind.

Auf diese Weise konnte in Mittel- und Westeuropa und im Osten der Vereinigten Staaten von Amerika eine Wirtschaftsmethode erwachsen, die sowohl in der Intensität einer nach modernen wissenschaftlichen Gesichtspunkten geregelten Landwirtschaft, als auch insbesondere in der großartigen Entwicklung des Verkehrs und im Erwachen einer maschinellen Großindustrie, die die genannten Gebiete vom Reste der Erde vollständig differenzierte, ihren Ausdruck fand. Die genannten Gebiete haben infolgedessen einen Wohlstandsgrad erreichen, Nationalvermögen ansammeln können, welche die anderer Erdteile weitaus übertreffen, sie haben eine politische Geltung erlangt, die die überwiegende Mehrzahl aller anderen Gebiete der Erde ihrem Szepter unterwarf.

Sollte diese Vorrangsstellung auf die Dauer bewahrt werden? Scheinbar lag dies im Interesse der genannten führenden Mächte und wurde von ihnen auch eine dementsprechende Interessenpolitik getrieben. Man konstruierte auch ein ganzes nationalökonomisches System, demzufolge die genannten Industrieländer, in erster Linie also England, Deutschland, Westösterreich, Frankreich und die benachbarten kleinen Staaten, sowie anderseits die Oststaaten der Union, die Fabriken der Erde darstellen sollten, in welchen die für den Konsum der ganzen Menschheit notwendigen Industrieerzeugnisse hergestellt würden, während die Lieferung der Rohstoffe überwiegend den anderen Erdgebieten obläge.

Die Entwicklung bereits der ersten Jahre des 20. Jahrhunderts hat gezeigt, daß dieses Bestreben unhaltbar sei; die nächsten Jahrzehnte werden zweifellos den geschilderten Versuch einer aristokratischen Gliederung der Erdgebiete vollständig zusammenbrechen sehen und eine gleichmäßig-intensive Ausbildung der Produktionskräfte auf dem ganzen Erdball bringen: Natürlich in Differenzierung dieser Produktionskräfte je nach den klimati-

schen Vorbedingungen der Länder, welche die Art ihrer landwirtschaftlichen Produkte bestimmen, und je nach dem Vorkommen von Mineralschätzen und Wasserkraften, welche die günstigsten Standorte der Industrie festlegen, jedoch ohne besondere Bevorzugung der alten Industrieländer an den Küstengebieten der Nordsee.

Welche Kräfte sind es, die den Versuch einer Konzentrierung der kapitalistischen Produktionsweise und damit der großen Reichtumsquellen in den obengenannten Industrieländern der ersten Stunde zum Scheitern bringen mußten?

1. Die europäisch-amerikanische Industrie bedurfte einer wachsenden Zufuhr an Rohstoffen, die sie im eigenen Gebiet nicht finden konnte, mußte also auf eine wirtschaftliche Erschließung der übrigen Erdgebiete hinarbeiten. Sowie jedoch diese Rohstoffe und Mineralschätze erschlossen waren, konnte das Erwachen einer Industrie an Ort und Stelle, welche durch Nähe der Rohstoffe und die noch billigen Arbeitslöhne begünstigt wurde, nicht hintangehalten werden.

2. Der europäische Kapitalismus bedurfte stets wachsender Absatzgebiete in den übrigen Erdteilen und mußte somit die Konsumkraft der anderen, außenwohnenden Völker zu heben suchen. Eben dies konnte wieder nur durch Intensifizierung ihrer Wirtschaftsweise geschehen.

3. Die Ausgestaltung des Weltverkehrs, die ganze Woge moderner Bildung und moderner technischer Kenntnisse, die über die fremden Rassen hinwegflutete, mußte auch in ihnen den Wunsch erwachen lassen, sich durch gleiche Intensifizierung der Produktion gleichen Reichtum und damit gleiche politische Macht wie die europäischen Kulturvölker anzueignen. Damit war der Weg zur wirtschaftlichen Revolution speziell bei den großen Kulturvölkern Chinas und Japans gegeben.

4. Die Tatsache selbst, daß die moderne Landwirtschaft auf den dünnbesiedelten Flächen Kanadas, des Mississippials, Argentiniens und Sibiriens in einer großzügigeren, die Vorteile des Großbetriebes noch besser ausnutzen- den Weise geführt werden könne, als in Europa, mußte die unternehmungslustigsten Kinder der alten Völker nach diesen Ländern ziehen und dort auch alle sonstigen modernen Wirtschaftsweisen sich hierauf einbürgern lassen.

5. Der moderne Kapitalismus, der in Europa so großartige Triumphe gefeiert und seinen Siegeszug nun fortsetzen wollte, mußte nach neuen, großzügigen Erschließungsmöglichkeiten im Fremdlande Ausschau halten und wo immer sich eine Lücke in der intensivstmöglichen Ausnützung vorhandener Produktionskräfte in einem Fremdlande zeigte, da strömte kapitalistische Initiative und in ihrem Gefolge, von ihr angestachelt, militärische Machtentfaltung der europäischen Kulturstaaten herbei. Ein typisches Beispiel dafür ist das an Naturschätzen wohl reichste Land Afrikas, Marokko, das sich bis in die letzte Zeit durch die wilde Tapferkeit seiner Bewohner gegen europäischen Einfluß bewahrte, all seine Naturschätze brachliegen ließ, nun aber dem konzentrischen Ansturm der modernen Wirtschaft zu erliegen im Begriffe ist.

* * *

Nun ist der Bann gebrochen und an allen, wirtschaftlicher Tätigkeit zugänglichen Teilen der Erde ist moderne Initiative tätig, die Mineralschätze zu heben und aus ihnen Industrien zu schaffen, die bestangepaßten land-

wirtschaftlichen Methoden anzuwenden und alle so notwendig gewordenen Verkehrsmittel zu schaffen. Sowie sich aber der gleichmäßigen Verteilung der Naturschätze über die Erde hin auch eine — im 19. Jahrhundert mangelnde — gleichmäßige Verteilung wirtschaftlicher Initiative zugesellte, mußte auch die Dezentralisation der Industrie und der Bevölkerungsdichtigkeit, der Ausgleich des bisherigen Übergewichtes einiger weniger Industrieländer über den Rest der Erde und sukzessive Annäherung an jenes Maximum irdischer Produktion eintreten, das mit der Schaffung von Industrien gerade an jenen Punkten, an denen das natürliche Vorkommen der Mineralschätze und die günstigsten Verkehrsbedingungen ihren Abbau am rentabelsten gestalten, verbunden ist.

Werfen wir nun einen Blick auf jene Ländergebiete, welche vermöge ihrer natürlichen Bedingungen berufen zu sein scheinen, wichtigste Wirtschaftsgebiete der Erde zu werden und die bereits in diesen letzten Jahren zu dieser Mission entweder voll erwacht sind oder eben jetzt zu erwachen beginnen; und um vom Einfachen zum Schwierigen fortzuschreiten, sei mit Amerika dem typischen Erdteil planmäßiger Wirtschaftsordnung, begonnen.

Im Norden des Erdteils dehnt sich ein Land, das noch im 18. Jahrhundert so gut wie unbevölkert war: Auf 8 Millionen qkm kamen wenig mehr denn 100 000 Einwohner, also kaum mehr als 1 Einwohner auf 100 qkm, d. i. nächst der des Australiens früherer Zeit wohl die geringste Bevölkerungsdichtigkeit der Erde, dünner jedenfalls noch als die Bevölkerungsdichtigkeit in den Wüstengebieten Asiens und Afrikas. Und doch ist dieses Land, die heutige Dominion of Canada, eines der fruchtbarsten, vielleicht das allerfruchtbarste Land der Erde. Wieso erklärt sich diese Vernachlässigung des amerikanischen Nordens, diese furchtbare Verschwendung irdischer Produktionskraft, vom Menschheitsstandpunkt aus betrachtet?

Das Land war damals bloß von wandernden Indianerstämmen besiedelt, die ihrerseits in den wärmeren Gebieten südlich vom heutigen Kanada — sie standen ihnen gleichfalls unbeschränkt zur Verfügung — bessere Lebensbedingungen fanden als im Nordosten; so ließen sie weite Strecken des Landes in vollständig menschenleerem jungfräulichen Zustand. An den Küsten gab es einige Eskimos und im äußersten Südosten einige französische Siedelungen, die auszudehnen man wenig Lust bezeugte, weil eben gerade der Osten Kanadas das unwirtlichste Klima aufweist und man daraus den Schluß zog: noch weiter westwärts, bei noch ungünstigeren Verkehrsverhältnissen sei noch weniger zu tun als an der Europa gegenüberliegenden Küste. Bekannt ist ja die vom Standpunkt heutiger Erkenntnis wahnwitzige Begründung, mit der der französische König die Entsendung entsprechender Verstärkungen zur Verteidigung kanadischen Besitzes ablehnte: „Um einiger, im Schnee versunkener Hügel willen (pour quelques arpents de neige), wolle er kein Opfer bringen.“ Dies Land wird aller menschlichen Voraussicht nach in einem Jahrhundert das volkreichste und eines der reichsten Länder der Erde sein.

In der Tat hat man später gefunden, daß nur der Osten Kanadas unter dem ungünstigen Einfluß der polaren Luft- und Meeresströmungen steht, der Westen jedoch bis über den 60. Breitengrad hinaus ein für Getreidebau durchaus vorzügliches Klima und einen wunderbar fruchtbaren Boden aufweist, so daß mehrere Millionen Quadratkilometer Ackerlandes ausgebeutet werden können, weit mehr als in ganz Europa.

Seitdem die südlich angrenzenden Gebiete der Vereinigten Staaten besiedelt, erschlossen und bekannt sind, ergießt sich denn auch vor allem von dort ein wachsender Strom von Einwanderern nach dem kanadischen Westen, während sich andererseits auch die europäische Einwanderung mehr und mehr Kanada zuzuwenden beginnt und in den letzten Jahren bereits fast eine halbe Million pro Jahr betrug, in den nächsten Jahrzehnten zweifellos die Ziffern der Einwanderung nach den mehr und mehr saturierten, weniger fruchtbaren Vereinigten Staaten übertreffen und mehrere Millionen pro Jahr betragen wird. Es läßt sich somit mit einer fast mathematischen Gewißheit voraussagen, daß die Getreideebenen Westkanadas in einem halben Jahrhundert eine Bevölkerungsdichtigkeit von mindestens 60—80 Personen auf den Quadratkilometer besitzen werden, was immer noch weniger ist als die Bevölkerungsdichtigkeit auf gleich fruchtbaren Ackergebieten Europas; das wäre also, wenn wir die fruchtbaren Gebiete auch nur mit 2 Millionen qkm beziffern, eine Bevölkerungsmasse von etwa 120—160 Millionen Menschen, mit den andern Gebietsteilen im äußersten Westen sowie im Osten Kanadas wohl gegen 200 Millionen, somit etwa die heutige Bevölkerungszahl von West- und Mitteleuropa.

Im westlich angrenzenden Britisch-Columbia wieder hat man reiche Mineralschätze entdeckt, selbst im entfernten Nordwesten, im Yukon-Territory (Klondyke) und in Alaska ward Gold, Kupfer und Eisen in großen Quantitäten gefunden. Mag auch der Zustrom der Goldgräber mit der Erschöpfung der großen, zutage liegenden Goldfelder versiegen, so steht die ernste, wissenschaftliche Ausbeutung der Kupfer- und Eisenbergwerke erst in ihrem Beginn. Kanada wird in seinen pazifischen Küstenlandschaften ein ebenso bedeutendes Industrieland werden, als es in den östlich des Felsengebirges gelegenen Ebenen die Möglichkeit zum großzügigsten Betrieb der Landwirtschaft besitzt; die Vollendung der zweiten großen transkontinentalen Bahnlinie, der Grand Trunk Pacific, die im nächsten Jahre dem vollen Verkehre übergeben werden soll, wird die Verkehrsvorbedingungen auch hierfür vollständig schaffen und kann die Periode der Industrieentwicklung nunmehr voll einsetzen.

Die gute Verwaltung Kanadas, welche vom Standpunkt kühner Initiative, der dem südlichen Nachbarn, den Vereinigten Staaten, eigen ist, und von dem Freiheit und Ordnung vereinigenden Sinn des englischen Mutterlandes gleichviel entlehnt hat, die wertvolle und beispielgebende sozialpolitische Entwicklung dieses Landes wird der Menschheit nicht nur eine neue wirtschaftliche und politische Großmacht, sondern auch ein neues, großes Kulturzentrum geben; und wenn, wie es sehr wohl den Anschein hat, der Schwerpunkt des britischen Weltreichs in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts nicht mehr in England, sondern in Kanada liegen wird, so wird dies nur eine Bereicherung, keine Schwächung der Menschheitszivilisation bedeuten können.

Daß die wirtschaftliche Entwicklung der Vereinigten Staaten auch weiterhin in großzügiger, wenngleich minder umfassender Weise, als im benachbarten Kanada, vor sich gehen wird, das vorausszusagen liegt allzu nahe, das ist allzu bekannt, als daß es im Rahmen dieser Darlegungen weiter betont zu werden brauchte. Das Problem der Vereinigten Staaten lag im 19. Jahrhundert in der extensiven Ausdehnung der Kultur, in unserem Jahrhundert liegt es vor allem in der *L e i t u n g* des Wirtschaftslebens durch eine Oligarchie oder durch die Volksgesamtheit. Das führt ab von der uns heute vor-

liegenden Frage einer extensiven Ausdehnung moderner Wirtschaftsweise über die Erde.

Was die romanischen Gebiete Amerikas anlangt, so entwickelt sich Argentinien, Uruguay und Südbrasilien schon allen Augen sichtbar zu einem großartigen landwirtschaftlichen Produktionsgebiet, dessen Entwicklungsmöglichkeiten, wenn auch in kleinerem Verhältnis, ähnlich sind wie die Kanadas.

Eine überaus schwierige Frage ist es dagegen, zu entscheiden, ob auch in den Tropengebieten Nordbrasilien, Columbias, Venezuelas und Ekuadors ein gleicher wirtschaftlicher Aufschwung zu erwarten steht. Die Naturschätze sind gewiß sehr reich, aber die Mestizen- und Mulattenbevölkerung ist bis jetzt allzu träge, um sie entsprechend auszubeuten und die amerikanische Monroe-doktrin entzieht diese Gebiete jener Überflutung von europäischer, auf militärischen Machtmitteln und dadurch zu erzeugender Sicherheit beruhender wirtschaftlicher Initiative, die die Erschließung anderer Tropengebiete ermöglicht.

Günstiger liegen die Möglichkeiten gewiß in den Plateaulandschaften von Mexiko, Peru und Bolivien, welche trotz ihrer Lage im Tropengürtel durchaus gemäßigtes Klima, für weiße Siedelung durchaus geeignet, besitzen. Heute sind auch sie noch überwiegend von untüchtigen Rasseelementen bewohnt und die politische Anarchie verhindert die wirksame Festsetzung ausländischen Kapitals, das zunächst noch der Sicherheit für die Früchte seiner Tätigkeit ermangelt. Immerhin mag es für eine fernere Zukunft als durchaus möglich angesehen werden, daß sich die südeuropäische Einwanderung, nachdem die fruchtbaren Gebiete von Argentinien, Uruguay und Südbrasilien (denen auch das an fruchtbarem Lande minder reiche, jedoch durchaus wertvolle Chile beizuzählen ist), entsprechend dicht besiedelt sind, den vorgenannten, im Tropengürtel gelegenen Plateaulandschaften mehr und mehr zuwendet, und daß auch dort eine tüchtige Bevölkerung heranwächst, welche die Erschließung des Landes in eigene Hände nimmt.

Zusammenfassend kann also gesagt werden, daß wir von der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts vor allem das Erwachsen der Kanadischen Großmacht mit hochentwickelter Landwirtschaft und Industrie sowie von blühenden Ackerbaustaaten im südlichsten Teil Amerikas zu erwarten haben, während die Tropenlandschaften Südamerikas möglicherweise, um der für ihre wirtschaftliche Einigung so unglücklichen Monroedoktrin willen innerhalb der zivilisierten Staatenfamilie relativ noch weiter in den Hintergrund treten mögen.

Wieder eine neue Ausnahme von dieser Regel mögen vielleicht Mexiko und Westindien machen, in dem Falle nämlich, daß weitere revolutionäre Verzerrungen zur wirklichen Einverleibung des Landes in die amerikanische Union, zur Schaffung geordneter Zustände durch amerikanische Truppen und damit zu einer vollen Eingliederung in den Bereich amerikanischer rationeller Initiative führen. Das würde jedoch einfach das Wirtschaftsgebiet der Vereinigten Staaten nach Süden arrondieren und keine neue Großmacht schaffen.

Wenn wir nunmehr Europa betrachten wollen, so sind Deutschland, England und Frankreich, Belgien, Holland, Oberitalien und Westösterreich offenbar bereits bei einem solchen Entwicklungsgrad wirtschaftlicher Erschließung angekommen, daß eine produktive Besiedlung unerschlossener Gebiete nicht in Frage kommen kann. Der technische Fortschritt wird gewiß zu weiterer Intensifizierung der Produktion führen, der Verlust überseeischer Absatzmärkte andererseits ein gewisses Maßhalten in der Verdrängung der

Landwirtschaft durch die Industrie zu einer gebieterischen Pflicht machen. Diese Gebiete werden, ohne fernere Vormachtstellung, immer zu den großen wirtschaftlichen Brennpunkten der Erde gezählt werden.

Neuland, wenn auch nicht in geographischem, so doch im produktions-technischen Sinne, ist in der Westhälfte Europas wohl nur in der Schweiz, in den österreichischen Alpenländern, in Schweden, Norwegen und Finnland zu erschließen. Die Ausnützung der Wasserkräfte für Elektrizitätswerke und Großindustrie mag sehr wohl den Schwerpunkt der europäischen Industrie von den Küstenebenen des Atlantischen Meeres und den an sie grenzenden Hügelländern nach den genannten Berglandschaften verschieben.

In Südeuropa liegen nur an einzelnen Punkten Möglichkeiten eines Neuauflebens größerer wirtschaftlicher Initiative vor. Speziell im weiten Spanien sind nur wenige Ansätze festzustellen, welche Zukunftsmöglichkeiten eröffnen würden. Katalonien, Portugal und manche Landstriche Süditaliens mögen sich indes heben.

Im Osten unseres Erdteils werden die jugendkräftigen Balkanrassen gewiß in den nächsten Jahren eine gewaltige Wandlung in der Wirtschaftsweise des bisher infolge türkischer Lethargie vollständig brachliegenden Gebietes der ehemaligen Türkei herbeiführen, Mineralschätze und Wasserkräfte mögen einer Industrie günstige Wege bahnen.

Beide Vorbedingungen fehlen dagegen fast völlig im russischen Riesereich, während anderseits die reichen Ackerflächen, weniger des europäischen Rußlands als Sibiriens, und die noch für lange hinaus bedeutende Geburtenfrequenz der slawischen Rasse (welche gegenüber der sinkenden Geburtenzahl der germanischen und romanischen Völker ein zahlenmäßiges Übergewicht der slawischen Völker für die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts voraussagen läßt), es wahrscheinlich machen, daß im slawischen Nordasien sich eine auf großzügige Landwirtschaft aufgebaute wirtschaftliche Großmacht entwickeln werde, die mit Kanada und Argentinien in bezug auf rasches Bevölkerungswachstum und Erstarken wirtschaftlichen Einflusses konkurrieren wird.

Die chinesische Republik bietet gewiß nicht besondere Möglichkeiten zu rapider Steigerung einer bestimmten Produktionsweise, keine unbesiedelten Ebenen gestatten das Erwachen landwirtschaftlicher Großbetriebe, keine exzeptionellreichen Bergwerke das Werden einer großen Exportindustrie; wohl aber ist China durchaus befähigt, jene Entwicklungsphase zu durchlaufen, die Westeuropa im vorigen Jahrhundert durchlaufen hat, seine Landwirtschaft nach modernen Grundsätzen der Ackerbauchemie und Ackerbautechnik leistungsfähiger zu gestalten, seine handwerksmäßigen Kleinbetriebe in maschinelle Großbetriebe zu verwandeln, seine Kohlenlager auszubeuten und in den Grenzgebieten am Himalaya und am tibetanischen Nordgebirge die Wasserkräfte entsprechend zu verwerten. Ströme von Einwanderern, wie sie Kanada und Argentinien befruchteten, stehen gewiß nicht in Frage. Auch ein enormer Geburtenüberschuß wie bei den slawischen Völkern dürfte sich kaum in gleicher Weise betätigen können. Aber die nahezu 400 Millionen Menschen, die im chinesischen Zentralgebiete wohnen und mit ihren 100 Menschen pro qkm schon heute die Bevölkerungsdichte von Westeuropa erreichen, stellen aus ihrem eigenen Reservoir all die nötigen Arbeitskräfte bei. Der Aufschwung Chinas wird ungleich den vorerwähnten Gebieten nicht in einem aufsteigenden Prozentverhältnis der Einwohnerzahl zur Gesamtbevölkerung

der Erde, sondern im wachsenden Reichtum der Einwohner und in der Steigerung ihrer Bedürfnisse, ihres Lebensfußes, ihrer wirtschaftlichen und kulturellen Produktivität und damit auch ihrer politischen Macht, ihrer Aktivanteilnahme an den Geschicken der Menschheit bestehen.

Die Begründung der Republik hat davon Zeugnis abgelegt, wie kindlich die Mär von der Erstarrung des chinesischen Volkes gewesen ist, hat vom Bestehen reger, lebendiger Kräfte im Volksorganismus Beweise abgelegt und Hand in Hand mit diesem politischen Aufleben des Volkes ist ja bereits in den letzten Jahrzehnten der Bau von Eisenbahnen und die wachsende Beteiligung auch einheimischen chinesischen Kapitals an denselben, die Heranziehung chinesischer Ingenieure zum Bau der Fabriken und Verkehrsmittel gegangen. Diese Entwicklung wird ohne alles Sprunghafte weiter gehen, ohne die verblüffenden Wandlungen der Kolonialländer ruhig und harmonisch weiterschreiten. China wird seinen eigenen Bedarf sowohl an landwirtschaftlichen als auch industriellen Erzeugnissen decken, im wesentlichen aufhören, ein mögliches Exportgebiet europäischer Industrie zu sein, von ganz spezialisierten Erzeugnissen natürlich abgesehen. Es wird andererseits die gleiche wirtschaftliche und kulturelle Entwicklungsstufe wie Europa selbst erreichen und mit dem britischen Weltreich, den Vereinigten Staaten von Amerika, Rußland sowie jenem Staatengebilde, zu dem sich die europäischen Zentralstaaten zusammenzuschließen früher oder später genötigt sehen werden, eine der großen Weltmächte bilden.

Wesentlich geringer sind die Möglichkeiten Japans, so sehr es auch durch die Entwicklung der letzten Jahrzehnte verblüfft hat. Seiner Entwicklung auf dem Boden des Inselreiches selbst sind notwendigerweise enge Grenzen gesetzt, die wohl heute schon nahezu erreicht sind. Einer Ausbreitung auf amerikanischen oder australischen Boden stehen übermächtige politische Kräfte im Wege, ebenso in Nordasien. Die Mission einer Führung der mongolischen Rasse, einer wirtschaftlichen Erschließung Chinas und seiner Nebeländer, die Japan einen Augenblick zu winken schien, kann heute nicht mehr als real gelten. Japan hat es versäumt, der fortschrittlichen Partei Chinas solche Hilfe angedeihen zu lassen, die eine Verschmelzung beider Länder unter japanischer Hegemonie wünschenswert für dieselbe hätte erscheinen lassen, China geht seine eigenen Wege und der europäische Einfluß balanziert den japanischen.

Auch die Möglichkeit industriellen Exports nach China, das Erwachsen eines Neuengland, das auf geringem Boden eine große Bevölkerungsmasse durch industrielle Arbeit und Export nach minder entwickelten festländischen Gebieten ernähren könnte, ist durch die industrielle Eigenentwicklung Chinas schwer gemacht. Japan ist mit dem Schicksal der kleinen europäischen Seestaaten Holland und Portugal bedroht, die trotz andauernder starker Volkskraft und Initiative in ihrer territorialen Begrenzung und in der Erstarkung der Nachbarn eine Grenze ihres Einflusses fanden.

Indien ist eben jetzt im Begriffe, den Mangel an staatlicher Unabhängigkeit, die ihm die Schaffung von Erziehungszöllen zum Schutze der werdenden Industrie erlauben würde, durch den freiwilligen Boykott ausländischer Waren zu ersetzen und so eine, zum Teil auf genossenschaftlicher Grundlage beruhende nationale Industrie zu entwickeln, welche die überschüssigen Volksmassen, die nur in guten Erntejahren vom Ertrag der Landwirtschaft leben können, in schlechten Jahren der Hungersnot anheimfallen, zu ernähren. Auch seine Landwirtschaft selbst wird nach modernen Prinzipien umgestaltet,

trotzdem jedoch weist die tropische Natur des Landes seiner wirtschaftlichen Entwicklung nicht die gleichen Möglichkeiten, wie dem benachbarten, in der gemäßigten Zone liegenden China. Das tropische Klima versagt dem Menschen die Möglichkeit zu ebenso intensiver Arbeit wie in den kühleren Breiten, gibt ihm weniger Bedürfnisse und darum auch weniger wirtschaftliche Initiative. Indiens Bedeutung in der Völkergemeinschaft zu Ende des Jahrhunderts wird wohl mehr auf dem Gebiete geistiger Wirksamkeit liegen, Indien wird schwerlich zu den großen wirtschaftlichen Weltmächten der Zukunft gehören.

Das gleiche gilt naturgemäß in noch höherem Grade von den tropischen Staaten Hinterindiens und der malayischen Inselbrücke.

Sehr schwer sind dagegen die Möglichkeiten Vorderasiens zu berechnen. Heute sind gewiß nur beschränkte Gebiete hinreichend fruchtbar für wirtschaftlichen Aufschwung; in einer entfernteren Zukunft mag entsprechende Bewässerung indessen, wie im Altertum, Getreidekammern schaffen, wosonst Wüste war. Ob diese Landschaften zu jener Zeitepoche von den Söhnen der heutigen Einwohnerschaft besiedelt sein werden, ob sie einen Bestandteil von Russisch-Asien bilden, ob sie als einziger, wirtschaftlich unerschlossener und keiner Großmacht gehörender Teil der Erde dem deutschen Volk die Möglichkeit bieten werden, auf Kolonialboden ein Weltreich zu gründen, das hängt nicht nur von den in gewissem Grade erfaßbaren wirtschaftlichen Möglichkeiten und Befähigungen der heute dort wohnenden Rassen ab, sondern kann durch unberechenbare Ergebnisse eines Weltkrieges oder den freien Willensentschluß einer künftigen Staatengemeinschaft so oder anders bestimmt werden. Jedenfalls liegen in Afghanistan, Persien und dem heutigen Türkisch-Asien große Rätselfragen der Zukunft.

Afrika ist, wie ja allzubekannt, der von der Natur am wenigsten gesegnete Erdteil, und eigentlich sind es nur zwei ausgedehntere Landstriche, die einer großen wirtschaftlichen und damit auch politischen Zukunft fähig sind, die Vereinigten Staaten von Südafrika, die bekanntlich einen Bestandteil des britischen Weltreiches bilden und daher einer Entwicklung europäischer Art entgegensehen, und die französischen Atlasländer (Marokko, Algerien und Tunesien). Speziell an der atlantischen Küste ist Marokko reich an Getreideebenen und im marokkanischen Atlas weisen große Bodenschätze auf die Möglichkeit der Erstarkung einer blühenden Industrie hin.

Während das minder fruchtbare Algerien bis jetzt eine relativ geringe Zahl europäischer Einwanderer anzog, strömen schon in diesen ersten Jahren seit Herstellung einer gewissen Rechtssicherheit in den Küstengebieten zahlreiche Einwandererscharen, vor allem aus Frankreich selbst, ins Land; Casablanca, noch vor einem Jahrzehnt ein verwahrloster Küstenort, ist heute bereits eine große Hafenstadt und wird nach der Herstellung der projektierten Eisenbahnlinien eines der großen Handelsemporien der Erde werden.

Gewiß wird die wirtschaftliche Entwicklung Marokkos nicht ohne schwere Erschütterungen vor sich gehen. Die einströmenden europäischen Kolonistenscharen werden, ähnlich wie sie das in der anstoßenden algerischen Provinz Oran getan haben, mehr und mehr das Land in Besitz nehmen, die zu erstem wirtschaftlichen Wettkampf unfähigen Araber in ein landwirtschaftliches Proletariat verwandeln. Politische und humanitäre Gründe mögen die französische Regierung veranlassen, dem entgegenzuwirken, Reservationen für die Eingeborenen zu schaffen; die Größe des fruchtbaren Landes wird bei entsprechend intensiver Kultur auch für die arabisch-berberische

Bevölkerung die Möglichkeit der Forterhaltung, sei es auch in tieferer sozialer Rangordnung, bieten und gleichzeitig ein reiches, bevölkertes Neufrankreich erstehen lassen.

Das anstoßende Tripolis mit seinen Wüsteneien bietet demgegenüber nur wenig wirtschaftliche Möglichkeiten. Die schmale Talsohle des ägyptischen Nils ist heute schon bis nahe an die Grenze des Möglichen angebaut. Der tropische Sudan, der Kongostaat, die Sahara mögen den Anbau gewisser Spezialprodukte gestatten, nützliche Rohstoffe und Konsumartikel liefern: Eine Besiedelung durch Weiße oder andere, auch politisch und kulturell leistungsfähige Menschenrassen ist wohl durch das Klima dauernd ausgeschlossen.

Wenn auch all die andern Gründe für dauerndes Zurückbleiben gewisser Erdstriche wegfallen mögen, wenn auch die Wüsten durch planmäßige menschliche Arbeit bewässert und fruchtbar gemacht werden können, wird wohl im Tropenklima niemals die Möglichkeit für intensive Arbeit hochentwickelter Menschenrassen und damit für höhere Kulturentfaltung gegeben sein.

Einzelne Plateaulandschaften am Kilimandscharo und anderswo mögen indessen Eilande weißer Besiedelung bilden, Abessinien mag sich mit seiner derzeitigen kraftvollen Bewohnerschaft weiter entwickeln, all dies jedoch sind nur relativ kleine Bezirke, die am Gesamttypus des tropischen Afrika nichts ändern können.

Was endlich Australien anlangt, so gehören seine Küstenlandschaften, vor allem im Süden und Osten, gehört ebenso Neu-Seeland schon heute zu den Ländern höchststehender Produktionstechnik und größter Volkskraft. Ein Eindringen intensiver Wirtschaftsmethoden ins Innere ward jedoch bisher durch die geringe Bevölkerungsanzahl, die durch Einwanderung angesichts der weiten und teuren Fahrt von Europa her und der Konkurrenz Amerikas und Kanadas als Immigrationsländer sowie dank dem unerbittlichen Entschlusse des australischen Volkes, eine Einwanderung aus China und Japan (die eine dienende Klasse schaffen und den demokratischen Charakter des Landes, seine Entwicklung zum Sozialismus hin, zerbrechen könnte) wenig gehoben ward, ausgeschlossen.

In diesen allerletzten Jahren beginnt sich dies zu ändern. Die Vervollkommnung der Schifffahrtsverhältnisse hat den Verkehr zwischen Europa und Australien verbessert und verbilligt und die australische Regierung hat begriffen, daß nur eine planmäßige Besiedelung der Nordterritorien und des Binnenlandes eine wirkliche, dauernde Gewähr gegen die Möglichkeit einer Eroberung durch die asiatischen Großmächte bilde. Man hat begriffen, daß nach jenem soziologischen Gesetze der Scheu vor dem wirtschaftlichen Vakuum, vor dem Brachliegen und der Nichtbesiedelung besiedlungsfähiger Gebiete, der Nichterschließung wirtschaftlicher Reichtümer, welches die europäischen Mächte nach Marokko, Japan nach Korea, die Weißen Amerikas in die Indianerlandschaften des Westens getrieben hat, auch die an Übervölkerung leidenden Kulturvölker Asiens notgedrungen nach der so gut wie menschenleeren Nordhälfte Australiens getrieben werden müssen. Die australische Regierung hat sich darum veranlaßt gesehen, die Einwanderung aus Europa durch entsprechende Vorkehrungen, die bis zur Bezahlung des Fahrpreises an Einwanderer solcher Klassen und Berufszweige, die Australien nottun (landwirtschaftlich gebildete Personen), gingen, planmäßig zu heben und

tatsächlich ist die Einwanderung nach Australien, die 1906 *) erst 50 887 Personen betrug, sukzessive auf 83 609 im Jahr 1909 und auf 141 909 im Jahre 1911 gestiegen, ein rapides Anwachsen, das bald die Erreichung der Einwanderungsziffern Kanadas und Amerikas erwarten läßt.

Hand in Hand damit ging die Einführung einer progressiven Grundsteuer, welche die Großgrundbesitzer des Inneren, die ihr Land bloß zur Schafzucht verwendeten, zum Verkauf an Farmer, die allein es intensiver bewirtschaften und aus dem höheren Ertrage die Steuer leichter aufbringen können, veranlaßt, und ebenso die Inangriffnahme des Baues der beiden transkontinentalen Eisenbahnlinien von Port Darwin im Norden nach Adelaide an der Südküste und von Perth im Westen nach Melbourne und Sidney im Osten. Gewiß muß trotz allem die Hälfte des australischen Innern als direkte Wüste angesprochen werden, die wohl noch für lange Zeit nicht oder höchstens für ganz extensive Schafzucht zu verwenden ist. Aber auch die verbleibende Hälfte umfaßt 4 Millionen qkm, würde somit bei einer Bevölkerungsdichtigkeit, die halb so hoch ist, wie in Westeuropa (50 statt 100 pro qkm) 200 Millionen Menschen beherbergen können. Gewiß ist anderseits mit einer so raschen Erreichung der Zahl wie in Kanada bei der großen Entfernung und der vorhergehenden Aufsaugung des Materials durch die Immigrationsländer in Amerika nicht zu rechnen, aber die Bevölkerungszahl Australiens wird zweifelsohne andauernd steigen und vielleicht mag angesichts der modernen demokratischen und industriellen Entwicklung Chinas und Japans der Augenblick kommen, in dem die mongolische Arbeiterschaft hinreichende berufliche Tüchtigkeit, hinreichende Lebensansprüche und im Gefolge dessen auch hinreichende Lohnansprüche stellen wird, daß eine Einwanderung chinesischer Arbeiter zugelassen werden könnte, ohne Gefahr wesentlichen Lohndruckes. Die demokratische Entwicklung Chinas wird ja gewiß in den nächsten Jahrzehnten auch die Chinesen zu hinreichend selbstbewußten Staatsbürgern erziehen, daß die politischen Bedenken gegenüber der Einwanderung von Chinesen nach Australien nicht mehr bestehen werden.

Anderseits muß jede Beurteilung, die auf Australien Bezug hat, mit der großen Wahrscheinlichkeit rechnen, daß dasselbe in 1—2 Jahrzehnten nicht mehr den Regeln der kapitalistischen Wirtschaft unterliegen, sondern ein sozialistisches, auf planmäßiger Eigenproduktion für den Eigenbedarf beruhendes Gemeinwesen bilden wird. Auch die Frage der Immigration wird dann noch bewußter als bisher von der australischen Regierung selbst nach Gründen des Bedarfs geregelt werden, und es ist allerdings möglich, daß dieselbe es vorzieht, nur so viele Bevölkerungselemente anzuziehen, um die vorhandenen Naturschätze heben zu können, ohne über jenes Maß hinauszugehen, durch das dem einzelnen australischen Bürger ein Maximum von Ertrag gewährleistet wird.

Trifft diese Voraussage zu, dann wird sich Australien selbst der Möglichkeiten der Bevölkerungsvermehrung und wirtschaftlichen Intensifizierung begeben, die ihm an und für sich durch die Ausdehnung des Gebietes beschieden wären. Dann wird Australien nicht zu den wirtschaftlich-politischen Großmächten der Zukunft zählen und sich damit begnügen müssen, ähnlich wie Indien der Menschheit geistige Beiträge liefern wird, ihr die Möglichkeiten sozialer Zukunftsentwicklung vor Augen zu führen.

*) Als der Schreiber dieser Zeilen in Australien lebte.

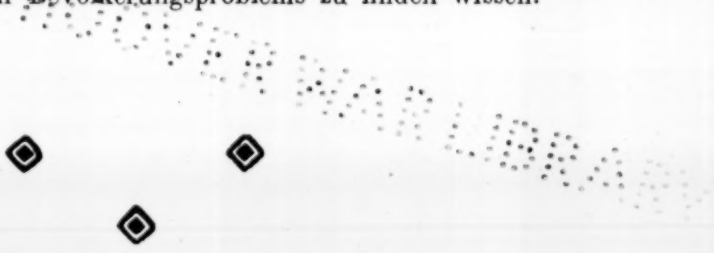
Fassen wir das Gesagte zusammen, so kommen wir zum Schluß, daß Wirtschaft und Bevölkerung sich in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts ganz anders über den Erdball verteilen werden wie heute. Europa wird zwar niemals von einem anderen Teile der Erde an wirtschaftlicher Intensität übertroffen werden, weil es eben in der Mannigfaltigkeit seiner Bodengestaltung und in seinen reichen Bodenschätzen tatsächlich das wertvollste Gebiet der Erdoberfläche darstellt, es wird jedoch den überwiegenden Teil seines Vorsprungs gegenüber den anderen Gebieten abtreten und angesichts seiner geringen Ausdehnung seine bisherige wirtschaftliche und politische Machtgeltung mit anderen Zentren teilen müssen. Als solche kommen in erster Linie die großen Gliedstaaten des britischen Weltreiches, vor allem Kanada in Frage, in zweiter Linie eine romanische Weltmacht im Süden des amerikanischen Kontinents, eine slawische im Norden Europas und Asiens, eine mongolische in China und, wie natürlich trotz aller Übertreibungen der letzten Zeit festgehalten werden muß, eine kosmopolitische Weltmacht englischer Sprache, die Vereinigten Staaten Amerikas, die sich wohl bis zum Äquator ausdehnen werden.

Die Industrien der Zukunft in ihrer wachsenden Abhängigkeit vom Reichtum an Wasserkraften, werden wohl vor allem einerseits im alten Europa, anderseits in den Gebirgslandschaften von Westkanada und den Vereinigten Staaten, im Atlasgebiete von Französisch-Nordafrika und vielleicht auch in fernerer Zukunft in den Himalayalandschaften Indiens, Tibets und Chinas konzentriert sein, während anderseits gewisse lokale Bedürfnisse und vielleicht auch eine Festhaltung der Schutzzollpolitik (wie ja der relative Sieg des Freihandels- und Schutzzollprinzips einen so maßgebenden, heute nicht vorauszuberechnenden Faktor in der Gestaltung unseres Problems bilden wird) eine Ausbreitung vieler Industrien über die ganze Erdoberfläche mit sich bringen werden. Die landwirtschaftliche Großproduktion wird sich zweifellos in den reichen Ebenen Kanadas, des amerikanischen Mississippitals, des südlichen Südamerika und Sibiriens konzentrieren. Die übrigen Länder der gemäßigten Zone werden wohl nur vermöge besonders intensiven Ackerbaumethoden (wie Gemüsebau für lokalen Bedarf) konkurrenzfähig bleiben können.

Jedenfalls wird es in den erstgenannten fruchtbaren Ebenen möglich sein, Getreide billiger als heute zu produzieren, jedenfalls werden die Alpen, die Kordilleren, Skandinavien, der Atlas und das Himalayagebirge mit ihren Wasserkraften bessere Möglichkeiten für eine billig arbeitende Industrie, als sie heute in der Ebene gegeben sind, bieten, jedenfalls wird so diese neue Verteilung der Produktionszentren über die Erdoberfläche eine weitaus größere Produktionskraft der Menschheit mit sich bringen, die Summe all der dem Nahrungs- und sonstigen Lebensbedarf der Menschheit zur Verfügung stehenden Waren wesentlich erhöhen und einer planmäßigen Leitung des Wirtschaftslebens die Möglichkeit in die Hand geben, die soziale Frage von heute restlos zu lösen, auch für eine Bevölkerungsanzahl, die das Doppelte der heutigen betragen mag, entsprechende Wohlfahrt auf Erden zu bieten.

— — — — —
Gewiß mag der Skeptische beifügen, daß die Bevölkerungsanzahl dann auf ein Vielfaches steigen und die wirtschaftlichen Fragen aufs neue in ganzer Schärfe aufleben lassen werde. Ein Trugschluß, weil ja die klare Erfahrung Frankreichs und in letzter Zeit auch Deutschlands, Englands, der Oststaaten, Amerikas und Australiens nachweist, daß bei höherem Kulturgrad die freiwillige Begrenzung der Kinderzahl um sich greift. Die Bevölkerungsver-

mehrung des nächsten halben Jahrhunderts wird ohnehin nicht mehr von den bekannten großen Kulturvölkern, sondern überwiegend von den Slawen und Mongölen, sowie anderseits den Weißen in Kolonialgebieten, die angesichts des unbegrenzten Bodenspielraumes keine wirtschaftlichen Motive für Geburtenbegrenzung besitzen, getragen werden müssen. Mit der wachsenden Bevölkerung dieser Landstriche wird jedoch auch in ihnen die gleiche Entwicklung zur Begrenzung der Geburtenanzahl eintreten und die schwerwiegende Frage der Zukunft wird nicht die sein, für wachsende Bevölkerungsanzahl der Erde Nahrung zu schaffen, sondern vielmehr zur Bewahrung irdischer Kulturtätigkeit hinreichend viel Nachkommenschaft zu sichern. Das aber ist ein anderes Problem. Wird unser Jahrhundert die Anpassung wirtschaftlicher Produktion an die natürlichen Bedingungen der Erdoberfläche bringen, so wird gewiß eine andere Zeitepoche auch die entsprechende Lösung des schwerwiegenden Bevölkerungsproblems zu finden wissen.



KORRESPONDENZEN

ÖKONOMISCHE ENTWICKLUNG

GEORGE NESTLER-TRICOCHÉ, WASHINGTON:
DIE LIGA DER KONSUMENTEN IN DEN VER-
EINIGTEN STAATEN AMERIKAS.



Die „Consumer's League“ verdankt ihre Entstehung Fürsorgebestrebungen für die in den Fabriken und Warenhäusern tätigen Frauen und Kinder. Sie ist das Ergebnis einer Bewegung, die in den Vereinigten Staaten vor etwa 25 Jahren aus der Entdeckung der höchst traurigen Zustände, die damals besonders in den „sweat shops“ herrschten, entsprang. Diese Bewegung äußerte sich zuerst im persönlichen Einschreiten der Kunden, in Vorstellungen, die übrigens so ziemlich wirkungslos blieben; sie führte darauf zur Veröffentlichung „weißer Listen“, die die Namen jener Handelshäuser, bei denen die Behandlung der Angestellten eine gute war, kundgaben. Im Jahre 1880 breitete die Konsumentenliga, die erst nur auf New York beschränkt gewesen war, sich über Pennsylvanien, über Illinois und Massachusetts aus. Heute umfaßt sie bereits den ganzen Staat. Ihr Einfluß ließ 1896 in New York das sogenannte „Mercantile Employers Act“ durchdringen, das erste Schutzgesetz für Frauen und Kinder, die im Detailhandel beschäftigt sind.

Die Konsumentenliga hat Erfolge gezeitigt, die nur erreicht werden konnten, weil ihre Mitglieder zum großen Teile Frauen sind, Frauen, die Unabhängigkeit und Muße besitzen und die folglich nicht den gleichen Einflüssen unterworfen sind wie männliche Reformatoren. Diese Frauen haben die Waffen angewendet, durch deren Gebrauch sie unbesieglich sind: die Ausdauer und die sanfte, beharrliche Überredung. Die Konsumentenliga hat es in einigen Staaten erreicht, daß den Angestellten der großen Warenhäuser erlaubt wurde, sich zeitweise zu setzen. Sie ist es, die den zeitigen Ladenschluß am Abend durchgesetzt hat und den freien Samstag nachmittag während der heißen Zeit des Jahres. Sie ist es, der es durch unermüdliche Bestrebungen gelungen ist, der beklagenswerten Überbürdung der Angestellten der Warenhäuser zur Zeit der Weihnachtseinkäufe zu steuern; und hier war der Kampf hart genug, weil er sich viel mehr gegen eingewurzelte Gewohnheiten des Publikums als gegen die Gewinnsucht der Kaufleute zu richten hatte. Bei all diesen Konflikten aber haben die Führerinnen der Bewegung bewiesen, wie schlecht begründet der alte Einwurf ist, den man immer und ewig der Tätigkeit der Frauen im öffentlichen Leben entgegenstellen hört: daß sie bis ans Extrem zu gehen gewohnt sind, und daß Mäßigung ihrem Wesen fremd sei. Bei verschiedenen Gelegenheiten haben Mitglieder der Liga, allen voran die Präsidentin, Mrs. Nathan, den unzeitigen Eifer gezügelt, mit dem Beamte des Arbeitsdepartements rücksichtslos Vorschriften

ausführen lassen wollten, die in der Hand von Organen, die nicht mit feinem Gefühl für das Mögliche begabt sind, leicht zu unerträglichen Zwangsmaßnahmen werden.

Gegenwärtig zielen die Bemühungen der Konsumentenliga in erster Linie dahin, von den einzelnen Staaten ein Gesetz über den Minimallohn der Frauen votieren zu lassen; und das kostet Anstrengung genug, weil dieses Problem für die Männer noch nicht gelöst ist, die übrigens als fähig betrachtet werden, annehmbare Lebensbedingungen von ihren Arbeitgebern selbsttätig zu erkämpfen*). Doch bemüht sich die Liga noch außerdem, im Konsumenten das Gefühl individueller Verantwortlichkeit für die Bedingungen zu erwecken, unter denen ganz besonders die Nahrungsmittel vom Detaillisten konserviert und dem Verkaufe übergeben werden. Es ist ganz klar, daß das Publikum, wenn es sich weigert, Läden zu besuchen, die unreinlich gehalten sind, die ihre Auslagen vor Staub nicht schützen, die ihre Eßwaren von den Fingern der Kundschaft berühren lassen oder solche, deren Angestellte offenkundig an ansteckenden Krankheiten leiden — es ist ganz klar, daß das Publikum durch solches Vorgehen Erfolge erzielt, die keine Verordnungen je auch nur annähernd erreichen könnten.

Und auch hier ist der Fortschritt schon mit Händen deutlich zu greifen: die schützende Hülle der kleinen Pastetchen, der Biskuits, der Kuchen, der Bonbons, die in den Restaurants und Konditoreien aufliegen, die verglasten Schaukästchen für Früchte aller Art, der Verkauf von Taschentüchern in versiegelten Paketen und vieles andere noch ist das Ergebnis der zielbewußten Tätigkeit der „Liga der Konsumenten“.

CHRONIK

EIN Trust auf dem Lande und die Verteidigung der Bauern:

Eine eigentümliche und beachtenswerte Erscheinung sind Bauern, die sich der Kampfmittel der Arbeiterklasse bedienen: das schien auf den ersten Blick unmöglich, da die sozialen Lebensumstände der Bauern und der Arbeiter doch durchaus verschieden sind. Und doch bemerkt man diese Erscheinung in Frankreich, wo sie sich an mehr als einer halben Million Bewohnern der

Departements Tarn, Hérault, Aveyron und Lozère nachweisen läßt.

Die Bevölkerung dieser kalkreichen und trockenen Gebiete lebt hauptsächlich von der Schafzucht. Die bedeutendste Geldquelle ist die Schafmilch, aus der der beliebte Käse „Roquefort“ erzeugt wird. Die Produktion des Roqueforts hat nun seit etwa 15 Jahren durchaus industrielle und kapitalistische Formen angenommen. In allen Gemeinden wurden Milchhäuser er-

*) Ein bekannter Philantrop, Pater Byan in Minnesota, hat konstatiert, daß in den Vereinigten Staaten vier bis sieben Millionen erwachsener Männer einen Lohn erhalten, der durchaus ungenügend ist, um das Leben erträglich zu gestalten.

richtet, wohin die Bauern ihre Milch trugen, und die einzelnen rivalisierenden Gesellschaften machten diese einander streitig. In den letzten Jahren dieses Zustandes erreichte die Milch einen Preis von 35 Francs pro Hektoliter. Das waren goldene Zeiten für die Bauern.

Aber 1910—1911 erkannten die Gesellschaften den Schaden, den sie durch die Konkurrenz sich selber zufügten, und beschlossen, sich zu vereinen. Die „Gesellschaft der Produzenten“, die „Gesellschaft Rigal“ und die „Neue Gesellschaft“, die miteinander neun Zehntel der Erzeugung des Roquefort bestreiten, fusionierten sich. Diese Fusion hatte einen doppelten Zweck: erstens die Konkurrenz zu unterdrücken und den Preis des Käses in die Höhe zu schrauben und zweitens den Preis der Milch zu verringern.

Die Gründung dieses Trusts trug selbstverständlich Aufregung unter die Bauern: sie protestierten lebhaft, aber bald trat wieder Ruhe ein; denn der Trust ging mit ganz außerordentlicher Geschicklichkeit und Klugheit zu Werke. Anstatt ihn zu drücken, erhöhte er den Preis der Milch, die bis zu 40 Centimes per Liter erzielte, aber der wahre Grund dieses Manövers war, die kleinen Produktionshäuser zugrunde zu richten, da diese selbstverständlich nicht imstande waren, den Bauern die Milch ebenso teuer zu bezahlen. Nach ihrem Verschwinden wird der Trust der einzige Herr im Lande sein.

Inzwischen haben aber die Klarblickenden unter den Bauern die drohende Gefahr erkannt. Sie haben Syndikate zur Verteidigung gegründet, sie haben Flugschriften verbreitet. Einzelne Sozialisten haben davon gesprochen, eine Produktivgenossenschaft zu gründen. Diese Lösung hat aber nicht viel Anklang gefunden, weil eine solche Genossenschaft kaum reüssieren könnte. Sie würde mehr Kapital, als aufgetrieben werden kann, erfordern, um Milchkeller, Raffinerien usw. zu errichten; und überdies könnte sie nicht die Konkurrenz des Trusts aushalten, der über Kapital, Absatz, alle erforderlichen Produktionsmittel und -Werkstätten usw. verfügt.

Das einzige, erfolgversprechende Kampfmittel dürfte das folgende sein, zu dessen Anwendung die Bauern eben schreiten wollen: die Bauern bilden ein Syndikat. Sie nennen einen Syndikatspreis für die Milch und weigern sich, dieselbe zu einem niedrigeren Preis zu liefern. Der Leiter des Syndikats vereinbart einen Kollektivvertrag mit der Leitung des Trusts. Der Trust nimmt die Verpflichtung auf sich, die ganze Milch des Syndikats nach einem bestimmten Tarife während der ganzen Dauer der Vertragszeit abzunehmen. So wird die Macht des Trusts in bestimmten Grenzen gehalten. Die Bauernklasse verteidigt sich mit Waffen, die im Kampfe der Arbeiterklasse siegreich bewährt worden sind.

E. Soulié.

POLITISCHE ENTWICKLUNG

I. RUBY, EH. KONSTANTINOPEL: DAS PROBLEM DER ALBANESISCHEN AUTONOMIE.

ES ist eine geschichtlich bewiesene Tatsache, daß das albanesische Volk die kompakteste und gleichartigste Einwohnergruppe der Balkanhalbinsel bildet. Seine Herkunft und seine Sprache, seine Sitten und sein Charakter unterscheiden es vollständig von den benachbarten Rassen und geben ihm diese eigentümliche Individualität, dank welcher es allen Assimilationslockungen widerstehen konnte.“

So beginnt das Memorandum, welches die Delegierten der provisorischen Regierung Albaniens der Botschafterreunion der Großmächte in London vorlegten. Und wirklich, nichts ist richtiger. Wenn man die Geschichte verfolgt, scheint dieses Gebirgsvolk, dessen wahre Abkunft ein nicht endenwollendes Problem für alle Ethnographen bildete, einer beispiellosen Eigenbrödelei ergeben. Während die anderen Bewohnergruppen des Kontinentes Evolutionen durchmachten, sich umbildeten, während die Fortschritte der Wissenschaft und ihre vielerlei Anwendungen die europäischen Nationen einander näherbrachten bis zu dem Punkte, daß sie zu mehr oder minder begünstigten Schwestern derselben Familie wurden, blieb Albanien einsam, an sein feudales System festgenietet, seinen primitiven Gewohnheiten getreu, vollständig fremd gegenüber dieser so allgemeinen Vorwärtsbewegung.

Bald unabhängig, bald unterworfen, niemals vollständig unterjocht, betrachtete es als seinen empfindlichsten Ehrenpunkt, sich dem Eindringen einer jeden auswärtigen Idee zu widersetzen, die hätte geeignet sein können, in welcher immer einer Hinsicht die Art und Weise seiner Existenz abzuändern. Und das in einem Lande hart an den Toren des zivilisierten Europas.

Diese Feststellung führt uns dazu, zu denken, daß das, was als eine Inferiorität der albanesischen Rasse betrachtet werden könnte, gerade dasjenige war, wodurch sie sich der verhängnisvollen Auflösung in den benachbarten Rassen, jener „lockenden Assimilation“ entziehen konnte, von der das Memorandum mit einem so offenkundigen Entsetzen spricht. Auf dreifache Weise hätte Albanien seine Nationalität verlieren können: durch die Griechen, deren Stärke in der ruhmvollen Vergangenheit und einer ebenso reichen wie geläuterten Sprache liegt; durch die Slawen mit ihrer moderneren Kultur, ihrer dem Westen sich annähernden sozialen Organisation und Polizei; und drittens durch die muselmännische Proselytenmacherei, die für die einfältigeren Köpfe eines barbarischen Landes fast unwiderstehlich ist und noch dazu durch den türkischen Oberlehnsherrn immer und überall unterstützt wird.

Die Albanesen aber zogen vor zu bleiben, was sie waren: eine Anhäufung von Volksstämmen, zusammengesetzt aus Hirten und Nichtstuern mit seßhaftem, bedürfnisarmem Leben, mit Tollkühnheit und Stolz, der bis zum Verbrechen ausartet; ihre Existenz wird ganz von der Sorge beherrscht, ob nicht etwa eine Blutschuld abzutragen, nicht etwa der Stachel eines persönlichen oder ererbten Unrechtes zu tilgen, und ob endlich nicht irgendeine Umformung ihrer Lage und ihrer Gebräuche zu verhindern sei, nationale

Einigkeit und patriotisches Zusammengehörigkeitsgefühl über alles setzend. Wir sehen sie, im Mißgeschick der Zeiten und im Interesse eines Stammes sich vor Mohammed beugen oder nach der Jesuslehre hinwenden, ohne dabei viel zu glauben oder gar zu praktizieren. Wir sehen sie unempfindlich gegenüber der Anziehung des Fortschritts und des sie überall umgebenden Modernismus. Sie haben, wie alle Bergbewohner, sich instinktiv an ihre Individualität geklammert. Sicherlich sind sie undiszipliniert und unter sich entzweit; aber vor dem Eindringen der Fremden verstummen alle Händel; es verschwindet der Unterschied der Kulte; Ehrgeiz und Rachedurst zwischen den Stämmen verschwindet, und es bleibt nur mehr eine jeder Drohung von außen die Stirne bietende, unauflösliche Einheit.

Sie haben keine einheitliche Sprache und sprechen so verschiedene Dialekte, daß die Geghen und die Tosken, Leute des Nordens und des Südens, oft Mühe haben, sich zu verständigen. Da und dorthin verstreut (in Mazedonien, in Thrazien, in Kleinasien, in Syrien, in Ägypten und in erheblichen Kolonien in Österreich, Italien und Amerika angesiedelt), legten sie Proben von Vervollkommungsfähigkeit und gutem Geschäftssinn ab; keineswegs waren sie der Zivilisation unzugänglich. Aber es ist ein eigentümlicher Nebenumstand, daß die Albanesen, wie hoch immer die soziale Lage sei, zu der sie sich aufgeschwungen haben, niemals ihre primitive Sprechweise aufgeben und sie immer auf ihre Nachkommenschaft übertragen.

Das genaue Bild, welches M. René-Pinon von diesem Volke entworfen hat, verdient in Gänze angeführt zu werden:

„In den Gebirgen vom Vardar bis zum adriatischen Meer, von Thessalien bis Montenegro ist der Albanese Herr, sowohl durch das Recht des ersten Besitznehmers als auch des Stärkeren. Durch die Rasse, die Sprache, den Glauben und die Sitten unterscheidet und trennt er sich von den anderen Völkern der Halbinsel; er hat seine sehr entschiedene Individualität. Er stößt im Süden an die Hellenen, im Norden und Osten an die Slawen; aber nirgends vermengt er sich, weder mit den einen noch mit den anderen. Es kommt vor, daß er, gutwillig oder gezwungen, sich seine Nachbarn assimiliert, aber niemals läßt er sich von ihnen assimilieren: Er verachtet sie; sei er Großvezir oder Schäfer in der Einsamkeit des Pindus: Der Skipetar — dies der Name, den er sich selbst beilegt — ist ein Aristokrat, ein freier Mann, ein Edelmann. Der Bulgare in den Ebenen Makedoniens krümmt sich auf den Feldern und bebaut die Erde des Türken; er, der Albanese ist der König der Berge; Jäger, Hirte, Soldat oder Räuber, verachtet er die regelmäßige obligate Arbeit, die aus dem Menschen einen Sklaven macht; für ihn gibt es nichts anderes, als seinen Gewohnheiten zu folgen und seine Flinte über alles zu stellen. Seine historische Rolle ist in enger Übereinstimmung mit seiner Natur und seine Natur mit der seines Landes.“ — Wenn es auch eine sehr einfache Methode ist, alle Völker, die sich nicht willig unseren Einwanderungs- und Assimilationsbestrebungen beugen, als Barbaren zu bezeichnen, so sind wir doch gezwungen anzuerkennen, daß es dieser Begriff von Solidarität, dieses nationale Gewissen ist, dem die Albanesen zum Teile ihre Autonomie und Unabhängigkeit verdanken werden. Während langer Zeit hat man sie für unfähig zu einer politischen Existenz erklärt und für total ausgeschlossen gehalten, daß sie selbst die geeigneten Wege zu einer solchen einschlagen könnten; verstohlen, fast ohne ihr Wissen, hat die Zeit für sie gearbeitet, und sie haben durch die Art und Weise, mit der sie sich den psychologischen Moment zunutze machten, gezeigt, daß sie

dieses Erwachen erwarteten. Als sich der Sturm der verbündeten Balkanstaaten gegen das osmanische Reich erhob, waren ihnen Revolte und Insurrektion die Mittel, verstehen zu lassen, daß sie ihre Unabhängigkeit wollten und erhalten würden, koste es, was es wolle. Zu ihrem Glücke sowie als eine Gewähr künftigen Friedens auf dem Balkan hat es sich gefügt, daß die österreichische Diplomatie, welche die ungeheure Unvorsichtigkeit begangen hatte, die verbündeten Balkanstaaten vollständig gewähren zu lassen, nun in die Enge getrieben und gezwungen, durch eine neue Strategie eine neue Situation zu schaffen, ihren Säbel auf die Wagschale warf, und daß sie im Begriffe ist, an der Spitze von 800 000 Bajonetten — wenn man so sagen darf — die Autonomie Albaniens aufzurichten.

* * *

War dieses Prinzip der Autonomie einmal aufgestellt, dann mußte das Problem lauten, ob ein großes oder ein kleines Albanien zu schaffen sei.

Man könnte glauben, daß durch die Anstrengungen, die Europa macht, um eine Lösung herbeizuführen, die die Herstellung einer Friedenssära, in der alle Rassen ihre Entwicklungsmöglichkeiten fänden, diese endlich aufhören würden, sich gegenseitig zu zerfleischen. Diesen Irrtum lasse man fallen. Um ein Gegengewicht gegen den slawischen Stoß zu bieten, mußte Wien ein Großalbanien wünschen und es ist dem Ballplatz sogar gelungen, seinen Standpunkt der italienischen Diplomatie einzupfropfen. Aber dagegen protestierten die Nachbarn, zu deren Schaden sich der neue Staatspfropfen mehr und mehr rundete, mit Leidenschaft: die Montenegriner im Norden, die Griechen im Süden, die Serben und Bulgaren im Osten, alle Verbündeten erklärten sich um so geschädigter in ihren unverjährten Rechten, als sie sich von Rußland kräftig gestützt wußten. So sind die internationalen Verwicklungen zu erklären, deren unruhige Zeugen wir seit Monaten waren.

Das ist nun im wesentlichen vorüber. Die Grenzen Albaniens gegenüber den slavischen Königreichen sind endgültig festgelegt; auch die Meinungsverschiedenheiten bezüglich der griechisch-albanischen Grenzen sind nicht mehr so weitgehend als früher. Wenn Europa ein dauerhaftes Werk schaffen will, möge es Albanien auch nach Süden seine normalen Grenzen geben. Ich ginge gern noch weiter und forderte für das künftige Albanien: die Garantie der Unantastbarkeit durch Europa und Schutz durch alle Mächte.

* * *

Wird das zukünftige Albanien lebensfähig sein? Diese Frage, die wir letzthin vor einer Gruppe von Freunden stellten, beantwortete uns ein Albanese — ein toskischer Großgrundbesitzer und zugleich eine der repräsentativsten Persönlichkeiten der Nation — ohne Umstände: „Und warum nicht?“ Und er setzte folgendermaßen seinen Gesichtspunkt auseinander:

„Man wollte“, sagte er, „die Albanesen den Türken assimilieren und war geneigt, durch diesen Vergleich den Schluß zu ziehen, daß eine Regierung Albaniens durch die Albanesen eine Utopie sei, dem Mißlingen geweiht. Dies ist ein schwerer Irrtum, den man gleich von Anfang an beseitigen muß, wenn man sich nicht zu ebenso fanatischen wie unrichtigen Schlüssen hinreißen lassen will. Die Feinde unserer Unabhängigkeit machen — wie ich vermute — Anspielung auf den völligen Mangel organisatorischer Kraft und administrativen Talentes bei unseren früheren Oberlehnsherren, den Türken, gerade jener Eigenschaften, in denen die Europäer sich selbst übertreffen;

(denn ich glaube keineswegs, daß man so weit gehen könnte, den Türken die Eigenschaften des Mutes und des Herzens abzusprechen, hinsichtlich deren sie einen sehr ehrenvollen Platz in der Reihe der Nationen einnehmen). Ist es, wenn man dieser Gedankenreihe folgt, nicht ungerecht, einen derartigen Vergleich aufrechtzuerhalten, der jeder, auch der geringsten ernsthaften Begründung entbehrt? Alle die, welche die Sache näher kennen, wissen, daß der Albanese, in ein weniger deprimierendes und ein zivilisierteres Milieu gebracht, eine entschiedene Geschmeidigkeit an den Tag legt, und daß er sich auf der Höhe aller Aufgaben hält. Kann man wirklich seine Befreiung von der religiösen Fessel, seinen geschärften Geschäftsgeist, sein Verständnis für Ordnung und Sparsamkeit sowie seine nimmermüde Treue gegen den Herrn, der ihm Arbeit gibt und der ihm sein Vertrauen schenkt, verkennen? Es gibt im Verhältnis in Albanien mehr große Vermögen als in der Türkei; sogar auf ottomanischem Territorium ist die Zahl der Albanesen groß, die durch ihre mühevollen Arbeit es zu beneidenswerten Stellungen gebracht haben. Hatte nicht der Sultan Abdul Hamid, ein Souverän, der sich unter den Menschen wohl auskannte, zu wiederholten Malen Albanesen zu den höchsten Stellen des Reiches berufen?“

„Um billig zu sein gegen Albanien, muß man zugeben, daß es nicht nur an ihm gelegen war, sich zu entfalten und zu zivilisieren. Wie alle anderen Teile der Balkanhalbinsel ist es das Opfer Europas, seiner unzeitigen Einmischungen und seiner sträflichen Gleichgültigkeit. Wenn das Feld der Möglichkeiten sich vor uns auftun wird, werden wir so beherzt sein, uns gründlich umzubilden und der Welt zu zeigen, daß wir nicht mehr und nicht weniger sind als ein europäisches Volk, und daß wir, in den Fußstapfen unserer Vorgänger schreitend, Fortschritt und Zivilisation zu säen vermögen.“

Die Zukunft allein wird sagen können, bis zu welchem Punkte diese Versprechungen — zum mindesten Merkmale eines augenscheinlichen guten Willens — gehalten werden können. Aber wird dieser gute Wille genügen? Wie schwer es auch halten möge, einen Organismus, der die Züge einer ungebildeten, unerschütterlich an ihren Gewohnheiten festhaltenden Masse trägt, der Geschäftskenntnis und der Freiheit zuzuführen, so kompliziert auch das Problem seiner moralischen Emanzipation und materiellen Entwicklung scheinen möge, wir möchten gerne dem Gedanken Raum geben, daß die albanesische Elite diese Aufgabe bewältigen wird.

Für die Organisation Albaniens wird viel guter Wille nötig sein, ebenso ein Zusammenschluß aller Kräfte und aller Kenntnisse.

Aber zwei Bedingungen scheinen unerläßlich für den Erfolg des kolossalen Werkes, das es in Angriff zu nehmen gilt.

Die erste besteht für den neuen Staat in der Notwendigkeit, die Klippen zu überwinden, an welchen er sich zu seinem Beginne stoßen wird, indem er sich beherzt für eine gute Reihe von Jahren unter die Kontrolle der abendländischen Mächte begibt. Sein künftiger Friede, seine ökonomische Zukunft werden die Belohnung für dieses Opfer nationaler Selbstliebe sein.

Die zweite ist die Notwendigkeit für das albanesische Volk, sich in eine radikale Umwälzung des Landes zu fügen, die Herstellung eines gerechten Regimes, einer redlichen und umsichtigen Verwaltung anzunehmen, vor allem einzugehen auf die Ausarbeitung einer aufrichtig liberalen Gesetzgebung, losgelöst von dem Geiste jeglichen Fanatismus! Ist die Autonomie einmal festgesetzt, dann können keinerlei auch noch so radikale Maßregeln eine Gefahr für die Zukunft der Nation bilden. — Im jetzigen Augenblicke

ist der Boden das Eigentum der Beys, die ihn zum Teile von Christen bestellen lassen. Diese Lehen welche die alte türkische Gesetzgebung — ein formloses Durcheinander von, den neuen Bedürfnissen angepaßten, Vorschriften des Koran — mit den Namen Timar, Ziamette und Malikiané bezeichnete, sind kaum in Einklang zu bringen mit den Anforderungen einer im Gleichgewichte befindlichen Gesellschaft; man muß sie verschwindem lassen mit den letzten Spuren des feudalen Regimes, das sie zutage gefördert hat. Die agrarischen Fragen schließen oft die gefährlichsten revolutionären Möglichkeiten in sich: werden die Regierenden des zukünftigen Albaniens die Wichtigkeit dieses Problems erfassen? werden sie eine gerechtere und humanere Verteilung des Grundes und Bodens durchsetzen? Die Ruhe des Landes, ja, sogar seine politische Existenz sind eng verbunden mit dem Einverständnis und der Harmonie, die die Gesetzgebung unter den verschiedenen Elementen begründen wird.

Verzeichnen wir bei dieser Gelegenheit ein Gerücht, das uns zu Ohren gekommen: Um dem skeptischen Europa eine Probe ihres richtigen politischen Urteiles und ihren christlichen Landsleuten ein Pfand von Toleranz und Weitblick zu geben, tragen die Albanesen sich mit dem Gedanken, die Kandidaturen ihrer Religionsgenossen definitiv von sich zu weisen und das künftige Staatsoberhaupt unter den Prinzen ausländischer Nationalität und christlicher Religion zu wählen. Daher die geringen Chancen, die man dem Prinzen Fuad von Ägypten einräumt, daher auch das Gerücht, welchem zufolge es der Herzog von Montpensier sei, der die größte Stimmenzahl auf sich vereinige.

Wie wir aus alldem entnehmen können, ist die Schöpfung eines autonomen Albaniens durchaus keine Utopie. Sie scheint sogar dem Nationalitätsprinzip zu entspringen, auf dem sich unausweichlich die politischen Formationen der Zukunft aufbauen werden.

Eine direktere Schlußfolge läßt sich indessen aus obigen Betrachtungen ableiten: Wenn Europa nämlich ehrlich daran festhält, auf dem Balkan ein Regime des Friedens, der Ordnung und des Fortschrittes zu begründen, dann möge es sich hüten, die Verteilungen in einer Weise zu regeln, daß die von Albanesen bewohnten Gebiete geknechtet werden.

Die Balkankrise war das Werk des christlichen Elementes, das immerwährend im Kampfe gegen die türkische Oberherrschaft war; man handle nicht so, daß sich das albanesische, muselmännische Element nun gegen die neuen Herren, die Christen empöre!



CHRONIK

ZUR neuen Lage Chinas: Der Führer der chinesischen Revolution, Dr. Sun-Jat-Sen, gibt in einem Briefe an den „Outlook“ in New York eine interessante

Beurteilung der durch die Revolution mit sich gebrachten Wandlungen. Die Einheit des Landes ist nun zur Wahrheit geworden. Tausend Zeitungen werden ausge-

geben gegenüber bloß 40—50 vor der Revolution und ihre Leser werden auf dem Lande über die Vorgänge in allen Teilen des Reiches unterrichtet, der Fortschritt geht überall in bewußter Weise, in Fühlung mit der Bewegung anderer Reichsteile, vor sich.

Ein Beweis für diese Ermöglichung einheitlicher Volksbewegung ist die Stärke der gegen den Opiumgenuß gerichteten Bewegung, welche, von der Volksstimmung selbst ausgehend, dem Genuß des Giftes nun endlich ein Ende zu bereiten im Begriffe ist.

Zahlreiche Schulen wurden eröffnet, und ohne daß bis jetzt der gesetzliche Schulzwang erklärt worden wäre, geht doch die Mehrzahl der Kinder zur Schule.



Eine Friedensbewegung in Japan:

Japan ist in den letzten Jahrzehnten eines der Bollwerke des kriegerischen Fanatismus gewesen und die Gedanken der westlichen Friedensbewegung schienen dort auf vollkommen dürrer Boden zu fallen. Eben jenes Beharren in den alten Bahnen schien ein wichtiges Argument gegen die Anwendbarkeit der Friedensprinzipien überhaupt zu werden, da dieselbe — zu ihrer vollständigen Erfüllung — naturgemäß Akzeptierung der Schiedsgerichtspostulate von seiten aller Militärstaaten zur Voraussetzung hat.

Auch für Europa hat darum die Tatsache Wert, daß sich in diesen allerletzten Jahren sogar in Japan eine Friedensbewegung zu organisieren beginnt. In Tokio wurde ein Landesverband des International Peace Forum begründet; der Baron

Schibusawa übernahm das Präsidium, der Vicomte Kaneko und der Baron Sakatani wurden Vizepräsidenten.

Diese Gesellschaft bestrebt sich gleichzeitig, den Schiedsgerichtsgedanken für Lösung der Konflikte zwischen den Völkern und den Gedanken industrieller Schiedsgerichte für Lösung der Konflikte zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern durchzusetzen.

Ausschließlich dem ersteren Ziele widmet sich die japanische Friedensgesellschaft unter dem Präsidium des einflußreichen Staatsmannes Grafen S. Okuma. Sekretär ist Professor K. Higuchi, das Hauptbureau ist Tokio, Xamashirocho, Kyobashi. Die Gesellschaft veranstaltete vor einiger Zeit ein größeres Fest zur Gedenkfeier der Haager Konferenz, an dem unter Leitung von S. Ebara, dem Vizepräsidenten des Herrenhauses, 800 Personen teilnahmen.

Ortsgruppen der genannten Gesellschaft haben sich auch in Osaka, Kobe und Sendai gebildet, Beamte, Professoren, Schriftsteller und Kaufleute bilden das Gros ihrer Mitglieder.

Die genannte Gesellschaft gibt regelmäßige Broschüren heraus und sendet Noten an die Presse, welche bereitwillig Abdruck finden. Da dem Vorstände der Gesellschaft eine Reihe von hervorragenden Persönlichkeiten der Finanzwelt, so der Generaldirektor der Mitsui-Bank, der Präsident der japanischen Industriellen-Bank, angehören, gibt das ihren Bestrebungen naturgemäß auch gegenüber der Tagespresse ein sehr ernstes Gepräge, der große Einfluß der Handelswelt, die ganz offenbar an der Herstellung dauernden Friedenszustandes interessiert ist, bildet für die Bestrebungen der Friedensbewegung eine sehr wesentliche Stütze.



SOZIALE ENTWICKLUNG

DR. WALTER ABELSDORFF, BERLIN: KINDER-
ARBEIT IN DEN VEREINIGTEN STAATEN.



WEI Arbeiten sind geeignet, uns über Art und Umfang gewerbsmäßiger Kinderarbeit in den Vereinigten Staaten Aufschluß zu geben: Einmal die 12. amerikanische Volkszählung vom 1. Juni 1900, die als Unterlage für eine besondere, 1907 vom Ministerium für Handel und Gewerbe veröffentlichte Studie*) diente, und ferner das 19 bändige Werk**): „Bericht über Frauen- und Kinderarbeit in den Vereinigten Staaten“, welches soeben im Erscheinen begriffen ist und vornehmlich der Anregung des nationalen Verbandes der Frauengewerkschaften (National Women's Trade Union League) Chicago, seine Entstehung und Förderung verdankt.

Beide Arbeiten ergänzen einander recht glücklich und sind geeignet, uns wenigstens ein ungefähres Bild von der Ausdehnung gewerblicher Kinderarbeit in den Vereinigten Staaten zu geben, ich sage, ein ungefähres Bild, denn alle unter 10 Jahre alten Kinder, die gegen Lohn arbeiten, sind im Zensus nicht berücksichtigt worden. Der allgemeine Haushaltsbogen enthielt eine besondere Frage (10) über den Beruf oder die Beschäftigung nur jeder Person, die 10 Jahre alt und darüber ist. Außerdem waren die Zählbeamten besonders angewiesen, über die Beschäftigung jedes über 10 Jahre alten Kindes zu berichten, und zwar der Kinder, welche „regelmäßig durch Arbeit Geld verdienen, welche zum Familienunterhalte beisteuern oder wesentlich bei handwerksmäßiger oder landwirtschaftlicher Arbeit mithelfen“.

Wie in den Zählungen von 1870, 1880 und 1890 ist das Mindestalter von 10 Jahren angenommen worden. Als Höchstgrenze des Kindesalters wurde das vollendete 15. Lebensjahr festgesetzt, während bei der vorhergehenden Zählung vom Jahre 1890 das 14. Jahr gewählt worden war.

Wir erhalten also eigentlich nur einen — allerdings beträchtlichen — Ausschnitt aus der Kinderarbeit, und einleitend wird auch zugegeben, daß zahlreiche gegen Lohn beschäftigte Kinder unter 10 Jahren vorhanden sind, die durch die Statistik nicht erfaßt werden. An dieser Unvollständigkeit wird auch dadurch nichts geändert, daß viele Zähler unaufgefordert auch Kinder solche jüngeren Alters auf den Zählkarten vermerkt haben. Auf Vollständigkeit können diese in einzelnen Tabellen aufgenommenen Ziffern jedoch keinen Anspruch erheben.

Die Gesamtzahl der Kinder, für die durch die Zählung von 1900 eine Beschäftigung nachgewiesen wurde, betrug 1 752 187, wobei Alaska, Havaii und die außerhalb der Vereinigten Staaten befindlichen militärischen und Schiffsstationen mitgerechnet sind. Im folgenden handelt es sich aber nur um die Kinder, die auf dem Festlande der Vereinigten Staaten beschäftigt sind. Die Zahl dieser beträgt 1 750 178, das sind 18,2 v. H. aller Kinder

*) Child Labor in the United States. Bureau of Census. Bulletin 69. Washington 1907.

**) Report on Condition of Woman and Child Wage-Earners in the United States. Bd. 1: The Cotton Textile Industry Washington 1910. Bd. 2: Men's Ready-Made Clothing. Bd. 3: Glass Industrie. Bd. 4: The Silk Industry etc. Washington, 1910—1912.

im Alter von 10 bis 15 Jahren. Davon werden 1 061 971 (11,0 v. H.) bei landwirtschaftlichen Arbeiten aller Art beschäftigt und 688 207 (7,2 v. H.) sind in allen anderen Beschäftigungsarten tätig. Bei den Knaben ist die Zahl im Durchschnitt 26,1 v. H., bei den Mädchen nur 10,2 v. H.

Wie ausgedehnt die Kinderarbeit, besonders die der Knaben, in den Vereinigten Staaten ist, ersieht man aus einer hier nicht zum Abdruck gebrachten Tabelle, welche zeigt, daß von den 14 Jahre alten Knaben bereits 36,5 v. H., von den 15 Jahre zählenden bereits über die Hälfte aller (50,6 v. H.) zur Lohnarbeit herangezogen werden. Von den Mädchen arbeiten in den entsprechenden Altersklassen nur 15,1 bzw. 21,4, auch handelt es sich hier, wie noch gezeigt werden wird, zum größten Teile um häusliche Dienste. Aus den vorerwähnten Zusammenstellungen ergibt sich ferner, daß die Zahl der beschäftigten Kinder mit zunehmendem Alter steigt. Dies hängt fraglos mit der Gesetzgebung in den Einzelstaaten zusammen, in denen Kinderarbeit bis zum 12., meist bis zum 14. Lebensjahre verboten ist.

In 19 Staaten hat z. B. § 1 des Kinderschutzgesetzes, von geringen Abweichungen abgesehen, folgenden Wortlaut:

„Kinder unter 14 Jahren dürfen nicht beschäftigt werden in Mühlen, Fabriken, Werkstätten, kaufmännischen oder technischen Betrieben, hausindustriellen Werkstätten, Verkaufsläden, Baubureaus, Gastwirtschaften, Pensionen, Bäckereien, Rasierläden, Hotels, Wohngebäuden, beim Stiefelputzen, in Stallungen, Wagenremisen, Wäschereien, Vergnügungslökalen, Klubs oder als Kutscher, in Ziegeleien oder auf Bauplätzen, bei Bauten aller Art, auch nicht beim Verteilen oder Verkauf von Waren oder bei Botengängen.“

Nach Altersklassen gliedern sich die Kinder wie folgt:

Aus der Altersgliederung ergibt sich, daß fast ein Drittel aller beschäftigten Kinder bereits im 15. Lebensjahre steht; über die Hälfte aller (54,8 v. H.) sind 14 oder 15 Jahre alt.

In Amerika, wo zahlreiche Rassen in stetem Wettbewerbe stehen, spielt natürlich das Rassenproblem eine größere Rolle als in den europäischen Staaten. Es finden sich daher auch im Zensus besondere Zusammenstellungen, welche diese Frage der Rasse und Gebürtigkeit erörtern.

Hier sei nur ein Tabellenausschnitt gebracht, welcher die Kinder nach der Rassenzugehörigkeit veranschaulicht.

Erwerbstätige Kinder im Alter von 10 bis 15 Jahren (beide Geschlechter zusammen).

	absolute Z.	v. H.
Weiße Rasse:		
beide Eltern gehören der weißen Rasse an	837402	15,1
einer oder beide Eltern waren als Ausländer geboren . . .	293210	12,4
als weiße Ausländer geboren	97944	24,8
Neger:	516274	40,0

Ganz auffallend ist die weit größere Kinderarbeit bei den Negern gegenüber der weißen Rasse.

Von den Negerknaben arbeiteten im Durchschnitt fast 50 v. H. (49,3), auch von den Negermädchen noch über 30 v. H. (30,6). Erst in weitem Abstände folgen dann die der weißen Rasse angehörenden Kinder von Ausländern; im Gesamtdurchschnitt 24,8 v. H. Am geringsten ist die Zahl der

arbeitenden Kinder derjenigen Eltern, von welchen beide oder ein Teil im Auslande geboren: 12,4 v. H.

Die verschiedenen Berufszweige, in denen Knaben und Mädchen zwischen 10 und 15 Jahren tätig sind, sind etwa dieselben wie in europäischen Staaten.

Hervorgehoben wurde bereits die Überlegenheit der landwirtschaftlichen Kinderarbeit gegenüber den übrigen Berufszweigen; auch wurde gezeigt, daß im allgemeinen weit mehr Knaben als Mädchen beschäftigt werden. Ganz besonders tritt das in der Landwirtschaft zutage: 847 642 gegen 206 804. Die Knaben werden vor allem ferner als Gelegenheitsarbeiter, die Mädchen als Dienerinnen, Kindermädchen, Aufwärterinnen beschäftigt.

Weit wertvoller für die Beurteilung der Kinderarbeit in den wichtigsten Industriezweigen ist die neueste amtliche Erhebung in den Vereinigten Staaten. Januar 1907 ersuchte der Senat — einer Anregung des Ausschusses des nationalen Verbandes der Frauengewerkschaften folgend — den Staatssekretär, eine Untersuchung über die gewerblichen, sozialen, sittlichen, geistigen und körperlichen Bedingungen der Frauen- und Kinderarbeit in den Vereinigten Staaten in die Wege zu leiten. Es sollte dabei besonders berücksichtigt werden Alter, Arbeitszeit, Gesundheit, Bildungsgrad, gesundheitliche und andere Bedingungen, und ferner die angewandten Maßnahmen zum Schutze der Gesundheit und Sittlichkeit der Beschäftigten.

Es handelt sich durchweg um Stichprobenerhebungen.

So wurden z. B. bei der Untersuchung in der Baumwollindustrie (Bd. I) 198 Fabriken in 10 Staaten (46 in 4 Neu-England-Staaten und 152 in 5 Südstaaten) ausgewählt und dort die Verhältnisse eingehend erforscht. Die Unterschiede in den Nord- und Südstaaten sind außerordentlich.

So wurden in der Baumwollindustrie von 100 Personen beschäftigt
in den Neu-England-Staaten 3,4 Kinder,
in den Südstaaten 22,3 Kinder.

Gerade in den Südstaaten ist die Zahl der in der Baumwollindustrie beschäftigten Kinder in den 25 Jahren von 1880 bis 1905 enorm gestiegen, wie folgende Zusammenstellung zeigt, während in den anderen Staaten zum Teil ein wesentlicher Rückgang erfolgt ist.

Zahl der Kinder unter 16 Jahren.

Gebiete	1880 *)	1905
Neu-England-Staaten	17704	9385
Mittelstaaten	6014	2783
Südstaaten	4097	27571
Weststaaten	505	290
Insgesamt:	28320	40029

Als Grundlage für zahlreiche in der Arbeit wiedergegebene Zusammenstellungen der Wochenlöhne der Kinder und Jugendlichen dienen die Lohnlisten aus 44 Spinnereien in 4 Neu-England-Staaten und aus 152 Spinnereien in 6 der Südstaaten, und zwar für die während einer voll beschäftigten Woche bezahlten Löhne, in der alle Maschinen liefen und die gewöhnliche Arbeiterzahl in den fraglichen Fabriken tätig war.

*) Im Jahre 1880 sind Knaben unter 16 Jahren und Mädchen unter 15 Jahren eingerechnet.

Die Löhne sind in den Südstaaten im allgemeinen weit geringer als in den Neu-England-Staaten.

In den Neu-England-Staaten verdienen von den Knaben 31,3 v. H., von den Mädchen 38,5 v. H. unter 4 \$ (M. 16,80) in der Woche. In den Südstaaten sind es bereits 60,8 bzw. 60,4 v. H., d. h. etwa $\frac{3}{5}$ aller beschäftigten Kinder, die weniger als 4 \$ Wochenlohn erhalten. Über 6 \$ (etwa M. 4,20 pro Tag) kommen in den Südstaaten nur sehr wenige.

Nicht besser liegen die Verhältnisse der in der Glasindustrie (Bd. III des Werkes). 190 Fabriken in 17 Staaten mit etwa 60 000 Personen wurden in die Erhebung einbezogen. Von 15 722 in den verschiedenen Staaten beschäftigten Glasarbeitern entfielen auf:

	Männer		Frauen	
	abs. Z.	%	abs. Z.	%
Unter 16 Jahren	3615	29,0	481	14,8
16 Jahre und mehr	8852	71,0	2774	85,2
	12467	100,0	3255	100,0

In 9 Staaten wurden in 52 Glasfabriken 167 Kinder bei der Arbeit angetroffen, die noch nicht das gesetzmäßige Alter zur Beschäftigung erreicht hatten.

Die Löhne der Glasarbeiter sind nicht hoch. $\frac{3}{5}$ der Männer verdienen bis zu 6 \$, d. h. M. 4,20 pro Tag; von den weiblichen Arbeitern kommen sogar fast $\frac{1}{5}$ zu keinem höheren Wochenverdienst als etwa 25 M.

Knaben bis zu 15 Jahren verdienen bis zu 81 v. H. dasselbe (6 \$) in der Woche; bei den gleichaltrigen Mädchen macht der Prozentsatz sogar 94,8 v. H. aus.

Diese Beispiele der starken Ausbeutung der Kinder in Fabriken ließen sich beliebig vermehren: Bd. IV der Arbeit untersucht z. B. die Verhältnisse in der Seidenindustrie, deren Sitz hauptsächlich Paterson in New Jersey und Pennsylvania ist. 174 Fabriken mit etwa 22 000 Arbeitern wurden besucht. 2421 davon, d. h. 11 %, waren Kinder unter 16 Jahren (597 Knaben und 1824 Mädchen); 9,3 % der Kinder waren in Paterson unter dem gesetzmäßig vorgeschriebenen Alter in den Seidenfabriken tätig; im Staate Pennsylvania betrug die entsprechende Zahl sogar 21,9 % der Kinder! — Auf die geringe Entlohnung der Kinder braucht nicht nochmals eingegangen zu werden. Die angeführten Zahlen beweisen hinreichend, daß auch in Amerika Kinderarbeit recht gering entlohnt wird.

Der weitere Ausbau der Kinderschutzgesetzgebung, d. h. weitere Einschränkung gewerbsmäßiger Kinderarbeit, wird unter den Maßnahmen zur Verbesserung des Nachwuchses unserer Kulturvölker mit an erster Stelle stehen müssen. Denn dessen wird jeder Staat eingedenk sein müssen: das Volk, welches gewerbsmäßige Kinderarbeit erfolgreich bekämpft, regeneriert sich selbst.

MORALISCHE & RECHTS- ENTWICKLUNG

ALEXANDRA DAVID, BOMBAY: INDISCHES FREIDENKERTUM UND DIE ZEITGENÖSSISCHE BUDDHISTISCHE BEWEGUNG *).

DIE Verbindung dieser beiden Begriffe, wie der Titel meines Aufsatzes sie anzeigt, setzt gewiß manchen in Erstaunen. Fällt doch nach einer sehr geläufigen Auffassung der Freie Gedanke mit Irreligion zusammen und gilt doch der Buddhismus im Abendlande als ein mehr oder weniger exotisches Heidentum. Ich möchte dartun, daß der Freie Gedanke von Irreligion nicht mehr entfernt ist als von „Religion“. Und daß der Buddhismus etwas ganz anderes ist, als man sich im Westen vorstellt.

Also ein Neu-Buddhismus, eine Verjüngung gealterter Theorien, wird man rufen; die ein Volk anstrebt, das sich durch uns zivilisiert: um mit seinen Sitten und seinem materiellen Leben auch seine Religion umzukrempeln! — Nichts von alledem.

Die Sprache, die die Wiedererwecker des buddhistischen Ideals sprechen, ist modern, der Einfluß, der ihre Studien beherrschte, die englische Sprache, deren sich ihrer viele bedienen, zwingen sie, sich in etwas anderen Termini auszudrücken, als es ihre Vorfahren getan haben; aber die Lehre, die sie künden, hat nichts Neues und verdankt dem Okzident nichts.

Ihr Freier Gedanke ist derselbe, der vor 25 Jahrhunderten die hindostanischen Metaphysiker verspottete, welche Theorien über einen Brahma verbreiteten, „den weder sie noch ihre Lehrer, noch ihre Jünger jemals gesehen hatten“. Und ihr Buddhismus ist derjenige der allerältesten Tradition, derjenige, der der persönlichen Lehre Buddhas am nächsten kommt.

Ein Blick 2500 Jahre nach rückwärts soll uns einiges davon vermitteln.

* * *

Wir sind im nördlichen Indien. . . Im Schatten großer Bäume an einem Teich, wo Lotos sich wiegt, in wohlriechender Kühle — so erquickend gegenüber der sengenden Hitze der Ebenen — plaudern Menschen! Ein Philosoph, ein schon berühmter Weiser, und einige seiner Jünger. Ihn heißen sie Siddartha Gautama. . . Spätere Geschlechter, seinen Gedanken schon fremd, werden aus ihm den „Buddha“ gemacht haben, und aus diesem noch spätere Geschlechter eine Mythengestalt und einen Götzen. . . Aber noch ist er, was er sein wollte: ein Erzieher; einer, der die Auferstehung des Geistes predigt, das Wissen, die Intelligenz. Die ihn umgeben, haben von ihm gehört, daß jedwedes Geschehen auf Erden die Folge vorhergehenden Geschehens sei und zum Ursprung neuen Geschehens werde. Ihnen hat er die Vision jener ununterbrochenen Kette von Ereignissen mitgeteilt, die das Dasein ausmachen; aber da sie, voll von seinem Geist, hinausgehen

*) Siehe den Aufsatz der gleichen Verfasserin im Aprilheft d. J., S. 264 „Das Problem einer weltlichen Moral unter dem Gesichtspunkt der rationalistischen Methode des Buddhismus.“

wollten, um den anderen die Lehre wiederzusagen, die sie von ihm empfangen: da hält er sie zurück . . . denn vor ihm ist alles gute oder schlechte Lehren verwerflich, wenn es sich in nachgesagten Worten äußert, in einem *Credo*, an dem der Geist dessen, der es verbreitet, nicht mitgeschaffen hat.

Durch eine Frage hält er sie zurück. — Wenn ihr nun meine Lehre lehren wollt, werdet ihr sagen: „Wir ehren den Meister und aus Verehrung glauben wir sein Wort?“ . . . Und die Jünger, die sein Unterricht und die stolze Selbständigkeit, zu der er sie führen will, schon durchdrungen hat, antworten — abweichend von den blumigen Formeln, die indische Studenten berühmten Lehrern darzubringen pflegen: „Nein, so werden wir nicht sprechen!“ Und Gautama: „Das, was ihr glaubt, wozu ihr eure innere Zustimmung gebt, das, was ihr öffentlich lehren werdet, wird es nicht vielmehr sein, was ihr selbst als richtig und begründet erkannt habt, jene Prinzipien, für die eure Vernunft nach freier Untersuchung sich entschieden hat?“ Und die Jünger antworten: „Ja, das werden wir lehren, Meister, das allein.“ *)

Weit ab von uns liegt diese antike Freidenkerlektion, aber auch für uns klingt sie lebensvoll!

Während also bei uns die Arbeit des freien Denkens vor allem darin bestand, äußere Mächte wegzuräumen, welche die öffentliche Kundgebung religiöser Überzeugung oder der Meinung der Bürger hinderten, bekämpften die Apostel des Freien Gedankens in Indien die Hindernisse, die im Innern der Menschen selbst sich der Entfaltung des rationellen Denkens entgegensetzten. — — —

Ohne Zweifel ist die Freiheit der religiösen, philosophischen, wissenschaftlichen oder sozialen Überzeugungen unerläßlich, aber die Errungenschaft dieser äußeren Freiheit ist eitel, so lange wir noch freiwillig oder unbewußt die geistigen Sklaven der Routine, des Vorurteils und des Schlendrians bleiben, uns fertige Auffassungen aneignen, um der Anstrengung persönlicher Untersuchung zu entgehen.

So lehrte Siddartha Gautama und nach ihm eine Elite von Denkern, deren Rede in erhabener Klarheit sich von den phantastischen Phrasen der Dichter, Frömmeler und Metaphysiker jener Zeiten abhebt. — — —

Die jungen Fürsten von Katama kamen zu Gautama. Sie erzählten: Die Häupter der religiösen Sekten und der Philosophenschulen lägen im Streit, jedes von ihnen erkläre seine Lehre als die einzig richtige, und die jungen Leute wußten nicht mehr, wohin hören, und ihr Geist sei eine Beute des Zweifels. Er lächelt: „Es liegt in der Natur der Dinge, daß der Zweifel komme“, und er gibt ihnen diesen Rat: „Glaubet nichts aufs Hörensagen hin, glaubt nicht der Tradition, weil sie seit vielen Generationen in Ehren sei. Glaubt eine Sache nicht darum, weil sie allgemein anerkannt wird, oder weil die Leute viel davon reden. . . Glaubt nichts auf die Zeugenschaft eines oder des anderen Gelehrten des Altertums hin. Glaubt nicht, weil die Wahrscheinlichkeit für eine Sache spricht, oder weil lange Angewöhnung euch an sie glauben machen möchte. Glaubt nicht, weil ihr euch etwas eingeblutet habt und denkt, eine übermenschliche Gewalt habe es euch geöffnet. Glaubt nichts der bloßen Autorität eurer Lehrer oder Priester. Daran, was ihr selbst erfahren und ausprobt haben werdet und für gut befunden für euch und die anderen, daran glaubet und richtet danach euer Betragen ein.“ **)

*) Nach den Mahatanhāsamkhaya Sutta, Majjhima Nikaya.

**) Kālāma Sutta.

In seinen letzten Jahren, als Achtzigjähriger, wiederholte der Weise noch mit Beharrlichkeit das Gesetz, welches sein ganzes Apostolat geleitet hatte: „Seid euere eigene Fackel, euere eigene Hilfe. Sucht keine andere. Die Wahrheit sei eure Fackel und eure Zuflucht. Wer seine eigene Fackel sein wird, der wird mein wahrer Jünger sein und das rechte Leben leben.“ *)

Die Jahrhunderte gingen; nachdem der Buddhismus in seinem Entstehungslande von Erfolg gekrönt worden war, mußte er nun das Gemetzel über sich ergehen lassen. Die muselmanischen Heere ertränkten in Blut die Städte, in denen der Geist geblüht hatte. . . . Aber lange schon war der Name des großen Hinduweisen über die Grenzen seines Vaterlandes hinausgedrungen Sein Name, nicht immer — leider — sein starker, großer, befreiender Gedanke. Er wollte die Menschheit zu hoch geleiten, zu einem Gipfel, dessen Besteigung zu harte Anstrengung, ein zu festes Herz, ein zu schwindelfreies Auge erforderte.

Er hatte gesagt: Alle Kulte sind Wahnsinn, und alle Altäre sind nur Hindernisse, die die Menschen in ihren Weg legen; die Zeit, die sie in ihrem Anschauen verbringen, ist verloren für den Fortgang zum Wissen. Das Gebet ist schal, nichts fällt euch in den Schoß, alles muß errungen werden . . . Unwissenheit, nicht göttlicher Wille, ist der Grund vom Leiden. Es ist nicht verdienstlich, sich dem Schmerz hinzugeben und Resignation ist oft nur Feigheit. Die hohe Straße, die zu allen leiblichen und irdischen Erlösungen führt, wo alle kindischen Paradiese in Nichts versinken, die Straße des Heiles aller Wesen ist die Anstrengung, die Wissenschaft, die nimmermüde Reflexion, sie ist die überströmende L i e b e , die die V e r n u n f t gezeugt hat: — Nicht etwa die Herablassung oder die Berechnung oder der Gehorsam gegen einen Obern und die Hoffnung auf Belohnung, sondern — die erleuchtete Liebe, die sich nicht darauf beschränkt, die anderen ihre Brüder zu nennen, sondern die weiß, daß sie s i e selbst sind und daß es ebenso töricht wie selbstisch wäre, an die Möglichkeit eines wahrhaften seelischen, sozialen oder geistigen Heiles zu glauben, an dem nicht das G e s a m t w e s e n , das wir alle bilden, z u r G ä n z e teilnahme.

Die Buddhajünger haben diese Lehre mit lauter Stimme gelehrt, mit einer heiligen Gewalt und mystischen Begeisterung. Aus dieser totalen Umwertung aller Werte, aus dieser hoffärtigen Unabhängigkeit des Geistes und aus diesem vermessenen Willen zur Ausrottung des Leidens aus der eigenen Anstrengung der Menschheit heraus und ohne übernatürliche Hilfe, haben die ersten Buddhisten eine Religion gemacht. Alle hier wiedergegebenen Ideen stammen aus den alten Schriften, und ich habe fast wörtlich Gedankenfolgen zitiert, die meine orientalischen Freunde von heute beschäftigen.

Wie ist es denn gekommen, daß diese vor soviel hundert Jahren an den Ufern des Ganges gegebenen Ermahnungen ins moderne Bewußtsein zurückkehrt sind? Vor langem schon sind und immer mehr mit zunehmendem Einfluß Europas auf den Orient christliche Missionäre nach Asien gekommen. Ihr Proselytenmachen, die Angriffe, die sie gegen die alten lokalen Lehren richteten, erweckten die Eingeborenen aus ihrer Erstarrung und Gleichgültigkeit. Um ihre alten Theorien mit denen der Religion zu vergleichen, die sich ihnen mit der Anmaßung einer alleinseligmachenden Kirche aufdrängte, schlugen sie die alten Bücher nach. Von den halbgeöffneten Seiten ging ein Glanz aus, der wie das Feuer von einem Leuchtturm die nächtlichen Nebel zerteilte.

*) Mahâparinibbâna Sutta.

Noch einen anderen Grund gibt es für das Wiedererwachen des freien Denkens und des Rationalismus im Osten.

Im Besuch unserer Universitäten, in der Fühlung mit moderner Wissenschaft hat die intellektuelle asiatische Jugend gefunden, daß gewisse der sie gelehrten Prinzipien identisch seien mit jenen, zu welchen ihre Väter eine seltsame Intuition geführt und die sie in ihren Büchern niedergelegt hatten, so z. B. die Lehre von der Kausalität, von der unendlichen Bewegung der Materie und von der fortwährenden Wandlung der Körper.

So waren christliche Missionäre, europäische Universitäten der indirekte Anlaß der jetzigen vedantistischen und buddhistischen Bewegung. Der Okzident glaubte, dem Orient neben seinen Maschinen und Entdeckungen auch sein Geistesleben vermitteln zu können — und siehe da, auf spekulativem Gebiet muß er sich von dem todgeglaubten Volke sagen lassen, um wieviel höher, dem modernen Geist entsprechender die einheimische Philosophie all die berührten Fragen gelöst habe. Ein neues Aposteltum macht sich auf gleich jenem, das in den ersten Zeiten des Buddhismus die Wege überschwemmte, und diesmal bekehrt es nicht allein im eigenen Lande, sondern richtet sich gegen den Okzident, gegen Europa und gegen Amerika, wo die Bewegung schon ihre Stützpunkte gefunden hat.

Schon sind die Fälle nicht mehr vereinzelt, da Europa selbst, seine hohen und höchsten Schulen, die Rolle des Missionärs übernommen und viele Orientalen dem Orient zurückgewonnen hat. Ich spreche von jungen Leuten, deren Väter oder Großväter Christen geworden waren und die, ihrerseits in Missionen erzogen, als ausübende Christen nach Europa gekommen waren, nach einigen Jahren des Studiums, der Diskussionen, der Lektüre aber wieder umkehrten, nicht zu den niederen religiösen Formen oder dem pöbelhaften Aberglauben ihres gesunkenen Landes, sondern zum Freien Denken, zur Philosophie des primitiven Buddhismus. Ich kenne viele solche, es sind künftige Ärzte, künftige Ingenieure. Sie haben sich als Geleitwort den Satz aus dem Fo-sho-hing-tsan king gewählt: Gehet, das Herz übervoll von Mitleid, in diese Welt, die der Schmerz zerreißt, lehret und wo immer die Schatten und die Unwissenheit herrschen, entzündet eine Fackel. *)

Für die buddhistischen Modernisten war es nicht schwer, einzusehen, daß mit ihrer Lehre von der möglichsten Reduzierung des Leides und dem Aufstieg zur geistigen Höhe das Leben der Massen in den elenden Verhältnissen des Proletariats, die den Menschen zum lebenden Werkzeug herunterdrücken, nicht zu vereinbaren sei. Von dieser Erkenntnis zum Sozialismus war nur ein Schritt, und viele Buddhisten sind ihn gegangen, während andere sich, abgesehen von politischer Reform, mit der Hebung der Volksbildung vor allem andern beschäftigen, um die zunächst Beteiligten selbst in den Stand zu setzen, sich (auf gut Buddhistisch) selbst zu Hilfe zu eilen. Eine der Umschreibungen buddhistischer Lebensregeln, wie sie jetzt in vielen Büchern zu lesen stehen, lautet: „Du wirst weder stehlen noch rauben, aber du wirst einem jeden helfen, die Früchte seiner Arbeit zu besitzen.“ Ein anderer solcher Kommentar, von dem indischen Gelehrten Prof. L. Narasu verfaßt, lautet: „Der Geist des Buddhismus ist im wesentlichen sozialistisch, da er die Tat in Verbindung mit dem sozialen Ziel lehrt. Er ist jenem Industrialismus des unbarmherzigen Kampfes, der im Reichtum die höchste Er rungenschaft menschlicher Anstrengung erblickt, durchaus entgegenge-

*) Auskunft über buddhistische Aktionszentren in der alten und neuen Welt zu erhalten bei der Autorin.

setzt . . . Die Anhäufung des Kapitals in den Händen einiger weniger kann moralisch nicht gerechtfertigt werden. Denn das Kapital ist nicht, wie manche Ökonomen behaupten, die Frucht persönlicher Ersparung, sondern vielmehr die Summe der den Produzenten entwendeten Anteile. Wo ist da ein Unterschied vom Diebstahl? . . . Der Buddhismus verdammt den Diebstahl in allen seinen Formen, welchen Namen immer man ihm vor-schützen möge.“

Nichtsdestoweniger darf man nicht glauben, daß der Buddhismus gegen Personen kämpfe. Solange der Buddhismus besteht, und das sind 2500 Jahre, hat er keine Verfolgung getrieben. Er ist die einzige Religion, deren Annalen von vergossenem Blute frei sind.



FRAU DR. ADDA VEIDL, WIEN: IST DIE AUFHEBUNG DES LEHRERINNENZÖLIBATS WIRKLICH EINE SOZIALREFORM?*)

(Auf Grund eigener Erfahrung.)



OR genau einem Jahre wurde für Wien das Lehrerinnenzölibat, nachdem es nahezu ein Jahrzehnt auch in der Reichshauptstadt Geltung gehabt hatte, wieder aufgehoben. Auf dem Lande und in andern Städten hat es sein Bestehen nach wie vor.

Das Lehrerinnenzölibat findet aber in der gesamten, namentlich in der neu heranwachsenden Lehrerschaft immer neue Feinde; der Lehrerschaft, also auch der Lehrer.

Begründet wird die feindliche Stellung gegen das Zölibat damit, es sei dessen Bestand eine Verletzung der Menschenrechte, eine Einengung der weiblichen Berufstätigkeit.

Man hält die Aufhebung des Zölibats für einen sozialen Fortschritt.

Nun hat aber jede Sozialreform den Zweck, das Leben besser, freier, höher zu gestalten.

Im Falle der Aufhebung des Zölibates liegt jedoch ein anderer, durchsichtiger Grund noch vor.

Wer wurde von den männlichen Berufen am härtesten durch das über die Lehrerin verhängte Zölibat betroffen? Der Lehrer. Er ist es, der eine gebildete Frau sucht; er aber ist pekuniär nicht so gestellt, daß er Weib und Kind erhalten kann. Also braucht er die ihm im Kampfe ums tägliche Brot beistehende Gefährtin, die Lehrerin.

Und tatsächlich ist der größte Prozentsatz verheirateter Lehrerinnen mit Berufsgenossen vermählt. Aus den Lehrerehen, die in jener Zeit, als das Zölibat nicht bestand, geschlossen wurden, läßt sich manche Tatsache als praktisches Beispiel für Übelstände nehmen, die sich durch solche Ehen ergeben haben. Übelstände, die vielfach dafür sprechen, daß das Zölibat nicht unbegründet sei, daß eine Aufhebung kein sozialer Fortschritt, vielmehr eine Gefährdung an höheren Gütern von Staat und Familie werden könne.

*) Erwiderung auf den Artikel des H. Georg Schmiedl, Wien: Das Lehrerinnenzölibat in Österreich! (V. Jahrg., 11. Heft.)

Das kann in vollem Maße eine Frau beurteilen, die selbst in diesen beiden Lebenslagen gestanden. Denn ein zweifaches Leben ist das jener Frau, die zugleich Frau, Mutter und Lehrerin ist. Dieses zweifache Leben in einer Person zu vereinigen, dazu gehört eine Kraftnatur, wenn die Pflichten beider voll und ganz erfüllt werden sollen, deren jede eines ganzen Menschen bedarf; dazu gehört auch eine ihre eigene Person gänzlich in den Hintergrund stellende, uneigennützig, sich nur den beiden, so oft sich widersprechenden Pflichten aufopfernde Frauennatur.

Der Mann, von Natur aus der Stärkere, sucht nach Erfüllung seiner Berufstätigkeit im eigenen Heime Erholung und Ruh. Die Frau, die Schwächere, muß denselben Beruf ausüben; auch sie bedürfte nachher im Hause der Erholung.

Statt dessen warten auf sie die Pflichten und Sorgen der Gattin, die Haus und Besitz in Stand halten und verwalten, die der Mutter, die für das leibliche und geistige Wohl ihrer Kinder Interesse und Liebe haben soll.

Der Beruf als Frau und Mutter hat Leiden und Schmerzen des Körpers im Gefolge, so daß die Frau die, nur im Hause tätig ist, oft ihre Pflichten gegen Gatten und Kinder kaum erfüllen kann.

Der Beruf der Lehrerin allein spannt alle Kräfte so an, daß die meisten Lehrerinnen schon nach einer oft kurzen Spanne von Dienstjahren des Erholungsurlaubes unter dem Schuljahre bedürfen.

Und nun muß die Frau mit den Leiden und Schmerzen des Körpers den Lehrberuf und mit der von der Schule mitgebrachten Übermüdung an Körper und Geist den Beruf als Gattin, Mutter und Hausfrau ausüben. Ob dadurch tüchtige, ihre volle Dienstzeit erreichende Lehrerinnen, anderseits glückliche Frauen und gesunde Mütter werden können! Und ob vor allem aus diesem stets überarbeiteten Zustande gesunde, lebenskräftige Nachkommen entstehen können! Außerdem fordert der Schuldienst auch körperliche Betätigung (nicht nur im Turnunterricht), und es könnten mancherlei Beispiele aus dem Schulleben der letzten Jahre angeführt werden, daß die begonnene Mutterschaft dadurch zerstört wurde und sich die Frau Leiden auf Jahre hinaus zuzog, die mitunter eine weitere Mutterschaft überhaupt unmöglich machten. Derartiges soll nun die Zahl glücklicher Geburten fördern? — Und während die junge Frau in der Schule in einem solchen Zustande Wohl und Gesundheit von sich tagtäglich aufs Spiel setzt, ist sie leicht und oft ehrfurchtwidrigen Worten und Blicken durch die heranwachsende Schuljugend ausgesetzt. Denn wenn auch die eigene Mutter im Zustande der Mutterschaft von ihren Kindern mit Ehrfurcht, meist aber gar nicht betrachtet wird, weil sie stündlich um ihre Kinder ist, so ist die fremde Lehrerin sicher für die Schulkinder ein stets willkommenes Beobachtungsobjekt. — Und trotzdem soll die Aufhebung des Zölibats eine Förderung der Menschenrechte sein? Kein bloßer Egoismus des Mannes, der von der Frau mit großer Selbstverständlichkeit mehr verlangt, als er selber leistet, als er überhaupt selber leisten kann?

Die Behauptung, die manchmal aufgestellt wird, daß nur eine Frau, eine Mutter, eine gute, tüchtige Lehrerin sei, kann doch als allgemein geltende Regel nicht ernst genommen werden. Da wäre ja die ganze junge weibliche Lehrerschaft im Alter von 20 bis 30 Jahren, die gewiß einen ganz beträchtlichen Prozentsatz der gesamten Lehrerinnen ausmacht, untauglich und

man dürfte nach diesem obigen Grundsatz vielleicht die Frau überhaupt erst mit 30 Jahren zum Lehramte zulassen.

Mit 30 Jahren sage ich. Denn solange das Mädchen Kandidatin ist und nicht ihre beiden Prüfungen, die Reifeprüfung nach vierjähriger Studienzeit und die Lehrbefähigungsprüfung nach zwei- bis dreijähriger Dienstpraxis darnach, hinter sich hat, hat es wohl kaum Zeit, in Gesellschaft zu kommen und einen Lebensgefährten zu finden. Dadurch wird es zirka 24 bis 26 Jahre leicht, bis es überhaupt zum Heiraten kommt, wird sie als Frau leicht 30 Jahre zählen, bis sie selbst Kinder zum Erziehen hat. Und nun soll all die ungeteilte Jugendkraft, die die junge ledige Lehrerin einsetzt, die sie, wenn sie verheiratet ist, nie mehr so ungeteilt und ganz einsetzen wird können, wenn sie dann ihre Kraft auf zwei Pflichten aufteilen muß, mißachtet und für gering gehalten werden? Dieser Grundsatz könnte leicht den Lehreifer und die Arbeitslust der jungen Lehrerin herabmindern.

Später, wenn sie beide Pflichten zu erfüllen hat, schwindet häufig jegliche ideale Anschauung. Diese für zwei Wirkungskreise aufzubringen, ist eben schwer; eine gute Lehrerin und gute Frau und Mutter in einer Person findet man selten. Häufig wird eine der beiden Pflichten das Stiefkind. Ein häufiges Resultat ist die Gleichgültigkeit. Gleichgültigkeit in der Schule, Gleichgültigkeit im Hause; dies entsprungen aus dem redlichen Vorsatze, alles leisten zu können; weil es aber heißt, mit Zeit und Kraft streng haushalten, wird auf beiden Seiten bloß das Notwendigste, das, was unbedingt sein muß, geleistet, ohne Liebe, ohne Ambition. — Das ist weder zu verwundern noch gar übel zu nehmen. — Die Frau, die zu Hause kleine oder vielleicht kränkliche Kinder hat, hat kaum eine besondere Lust, ihre mütterliche Liebe und Sorge auf Stunden auf fünfzig fremde Kinder zu übertragen, und sehnt während des ganzen Unterrichtes das Schlußglockenzeichen herbei. Und jene, welche sich den halben oder ganzen Tag geplagt hat, fremde Kinder erziehlisch zu unterrichten, bringt häufig nicht mehr genug Lust und Kraft nach Hause, für die leibliche und geistige Entwicklung ihres eigenen Kindes zu wirken. Die Folge ist, daß die Kinder so ziemlich den größten Teil des Tages, fremden, zumindest verständnislosen, wenn nicht gewissenlosen Dienstboten überlassen bleiben; Lehrerkinder gelten daher häufig als ziemlich ungezogen und unerzogen. Und selbst angenommen, die Mutter beschäftigte sich, heimgekommen von der Schule, wirklich mit ihren Kindern, so wird sie nicht fertig, das wieder gut zu machen, was während ihrer Abwesenheit an der Erziehung der Kinder gesündigt wurde. Oft hat ein Lehrerehepaar noch das Glück, eine der beiden Mütter zu besitzen, die die Leitung über Haus und Kinder übernimmt, die die Kinder dann wohl mit großer Liebe, aber nach total altmodischen Grundsätzen, häufiger verzieht als erzieht, einstweilen sich die junge Mutter plagt, fremde Kinder nach den allermodernsten pädagogischen Prinzipien und Regeln erziehlisch zu unterrichten.

Ob, alle diese Punkte zusammengekommen, der Staat wirklich um gesunde, glückliche und erzogene Menschen bereichert wird!

Wohl sieht es theoretisch so aus, als wäre die Aufhebung des Zölibates für die österreichische Lehrerin eine Stufe höher auf dem Wege, der die moderne Frau zur Gleichberechtigung mit dem Manne führt. Wenn sich aber diese Anschauung in die Praxis nicht ohne Gefahr für das Familienleben im großen und im kleinen umsetzen läßt, ist hiermit der Beweis erbracht, daß, wenn auch die Theorie einem des

Anstrebens würdigen Idealzustande gleichsieht, sie, zur Wirklichkeit ausgestaltet, keiner ist.

Die Aufhebung des Lehrerinnenzölibates wäre kein Sieg des sozialen Fortschrittes, es sei denn: ein Pyrrhus-Sieg!

CHRONIK

GEGEN die Hochzeitszeremonien der anglikanischen Kirche: Die „Spiritual Militancy League“ protestiert gegen die Trauungszeremonien der anglikanischen Kirche.

Ein Manifest wird an alle Mitglieder des englischen Klerus gesandt werden. Das Manifest protestiert gegen die beleidigende und unwürdige Art, mit der diese Zeremonien die Frau behandeln und zählt namentlich fünfzehn solcher entwürdigender Gebräuche auf.

Vor allem das übliche Gebot an die Frau: sie solle ihrem Gatten dienen und ihm gehorchen. Und dann, warum wird nach anglikanischem Ritus gefragt: „Wer gibt diese Frau diesem Manne in die Ehe?“, warum wird nicht zum mindesten beigefügt: „Wer gibt diesen Mann dieser Frau in die Ehe?“ Und was ist von dem Ehering zu halten, mit dem hier nur die Frau gebunden wird?

Aber ganz besonders erregt ein Psalmenvers, der sich an den Gatten wendet, die Empörung der Spiritual Militancy League. Weshalb spricht man zum Manne: „Die Frau wird sein wie der fruchtbare Weinstock, dessen Zweige die Mauern deines Hauses umranken.“ Die Frauen verlangen, daß man ihnen ganz das gleiche von ihrem Gatten singe.

Die Spiritual Militancy League will auch nicht mehr, daß man sage:

„Die Frau ward aus der Rippe des Mannes geschaffen.“ Zuzufolge dem Manifeste ist diese unwissenschaftliche Legende herabwürdigend für die Frau und eine dumme Schmeichelei für die Eigenliebe des Mannes, die schon groß genug, „wirklich gerade schon groß genug“ sei.

Mangel an katholischen Priestern in Frankreich: Papst Pius X. hat die Gründung der Kultusassoziationen verboten, die immerhin den Priestern eine materielle Grundlage ihrer Existenz verbürgt hätten.

Ich weiß nicht, ob Pius X. heute sein Verbot bereut; aber ich weiß, daß der Nachwuchs der Geistlichkeit, seit Leben und Nahrung ihm nicht mehr verbürgt ist, von Jahr zu Jahr immer weniger zahlreich wird.

In Ajaccio ist die Zahl der Seminaristen von 85 auf 20 gesunken, in Albi von 120 auf 50, in Avignon von 45 auf 23, in Bayonne von 192 auf 146, in Dogne von 54 auf 22, in Nizza von 65 auf 30, in Rodez von 200 auf 130, in Tulle von 40 auf 16, in Viviers von 150 auf 90; und so geht es fort.

Im ganzen ist für die 25 Diözesen der priesterliche Nachwuchs um mehr als die Hälfte gesunken. Man zählte für 1910 nur 1011 Anwärter an Stelle von 2077 im vorhergehenden Jahre.

G. C.

NEUE LITERARISCHE NEUE KUENSTLERISCHE TENDENZEN

AZIZA DE ROCHEBRUNE, KONSTANTINOPEL:
EIN TÜRKISCHER ROMAN.

DER Inhalt des in der Julinummer erwähnten Romanes der türkischen Dichterin Halidé Hanoum: „Sevié Thalib“, ist folgender: Fahir kehrt nach Stambul zurück, nachdem er sich ziemlich lange in England aufgehalten hat. Die Illusionen, die er über seine Heimat hegte, wurden bald durch die orientalische Wirklichkeit zunichte gemacht. Die Frauen befinden sich in derselben Situation wie ehemals, und er hat sich eingebildet, daß die Revolution ihr Glück gemacht habe.

Er will bei sich verwirklichen, was die Konstitution in dem Kaiserreiche nicht erfüllen konnte. Mit einer jungen, ziemlich gebildeten Türkin, Madjidé, verheiratet, will er derselben seine modernen Ideen einimpfen. Sie bleibt widerspenstig, woraus Streitigkeiten, Schmollen und dann wieder Versöhnung im Hauswesen entsteht.

Eben zu dieser Zeit erscheint Sevié, die verhängnisvolle Schönheit.

Freundin und Kindheitsgespielin von Fahir (die kleinen Mädchen der Türkei haben bis zur Entwicklung vollkommen freien Verkehr mit dem andern Geschlecht) ward Sevié sehr früh an Thalib Bey, einen niedrigen Charakter, verschenkt, dem sie die lange Reihe von Jahren völlig ausgeliefert war.

Gebildet und eingeweiht in die englische Kultur, ein liebevolles Gemüt, das ein Mensch wie Thalib Bey nie und nimmer verstehen konnte, erwacht sie zur Liebe. Sie bekennt, daß die Heirat nur auf der Basis der Liebe aufgebaut werden dürfe und verläßt das eheliche Heim, um mit dem Konvertiten Djemal, ihrem früheren Musiklehrer, zu leben, den sie liebt — und der sie glücklich macht.

Man unterhält sich unausgesetzt über Sevié bei Fahir. Derselbe hat den Wunsch, diese seltsame Frau, von der die gemeinsamen Freunde sprechen, zu sehen. Er beschäftigt sich in Gedanken viel mit dieser Absicht. Das Zusammentreffen findet statt: seine Kindheitsgefährtin, deren Züge in seinem Gedächtnis ausgelöscht waren, ist bezaubernd. Er ist betört: die Leidenschaft beraubt ihn seiner Vernunft und seines Willens. Er flieht nach Ägypten, um Vergessenheit zu suchen. Vergebens. Trostloser denn je kehrt er an seinen Herd zurück.

Seine Frau hat sich inzwischen den modernen Anschauungen angepaßt: — sie ist so geworden, wie Fahir es gewünscht hatte. Er könnte sie lieben, wenn die andere nicht Herrin seines Herzens wäre. Er versucht, sich mit Madjidé zu versöhnen. Diese weiß von seiner Leidenschaft zu Sevié und stößt dieses Almosen einer geringen Liebe zurück. Und Fahir, allein mit seiner qualvollen Leidenschaft, ohne jegliche Stütze, begibt sich zu Sevié. Sie weist seine Liebeswerbung zurück. Eine wilde Wut ergreift Fahir. Er schnellte empor. Aber Sevié, von Entsetzen ergriffen, hält ihn zurück:

Wohin gehst Du? Willst Du Djemal Böses zufügen?

Ja. Wenn ich zu Deinen Füßen Djemals zerstoßenes Gehirn niederlegen werde, wirst Du verstanden haben.

Da ergibt sich Sevié.

Eine Moschee: Frauen und Kinder weinen und beten. Man trägt den Meolond für die Seelenruhe derer vor, die auf dem Felde der Ehre gefallen sind während der von den freiheitlichen Truppen Rumeliens zur Zeit der Reaktion des April gelieferten Kämpfe.

Madjidé ist da; sie beweint ihren Gatten Fahir, der sich unter den Märtyrern befand. Während der Lesung der Fatiha sagt Madjidé zu ihrem Sohne, dem Kinde von Fahir: Du mußt Dich für das Wahre, für das Gerechte, für das Vaterland opfern, ebenso wie Dein lieber Vater sich geopfert hat. — Fahir, um sich dem Wahnsinn seiner unbefriedigten Liebe zu entziehen, hatte den Tod gesucht. Er hatte wenigstens mit einem letzten Schimmer von Einsicht ein edelmütiges Ende, Sühne und Verzeihung zu wählen gewußt.

CHRONIK

DER Kampf gegen die „Schmutz- und Schundliteratur“, den die österr. Buch- und Verlags-händler aufgenommen haben, war, wie sie dem Handelsministerium mitteilen, von Erfolg begleitet. „In der Belletristik gab es heuer keine Sensation, und manche Erwartungen wurden enttäuscht.“ Die Käufer greifen sehr gern nach gediegener Kost. Der Absatz guter, billiger Sammlungen (Volksbüchereien) hält an. Auch alte, neu aufgelegte Schriften finden, viele Käufer. Das Heer der mutigen Belagerer des Schmutzturmes wächst: der Erfolg wird nicht ausbleiben, besonders seitdem auch die Regierungen sich zu gemeinsamem Vorgehen gegen diese Giftmischer und Jugendverderber vereinigt haben. *Georg Schmiedl,*
Wien.

erster auch auf das sprachliche Gebiet ausgedehnt hat, weiter entwickelt. Es sei wiederum auf diese interessanten Versuche hingewiesen, die hoffentlich nach und nach dazu führen werden, auch das Reklamedeutsch zu reinigen und zu verbessern.

Monographien deutscher Reklamekünstler: Vom Deutschen Museum für Kunst in Handel und Gewerbe in in Hagen in Westfalen sind im Verlage von Fr. Wilhelm Ruhfus in Dortmund Heft 3 und 6 der Monographien deutscher Reklamekünstler herausgegeben worden. Heft 3 behandelt Julius Klinger, Heft 6 Gipkens. Die Monographien sind ausgezeichnet ausgestattet und verdienten, bekannter zu sein, als sie sind.

Hans Weidenmüllers Werbeschulung für Kaufleute: Hans Weidenmüller in Leipzig hat wieder einige kleine Bändchen herausgebracht, in denen er den Gedanken der Werbeschulung für Kaufleute, den er als

Die Kunst des Schmückens: Schon seit einem Jahrzehnt tobt der Kampf auf dem Gebiete des kunstgewerblichen Schaffens, der sogenannten Zweckkunst. Künstler und Kunstkenner suchten auf die verschiedenste

Weise das Problem zu lösen, bald der einen, bald der anderen Richtung das Wort redend. Man verfiel hier wie dort in Extreme, kein einheitliches Bild kunstgewerblicher Überzeugung wollte in Erscheinung treten.

Vor kurzem kam bei Kùthmann in Dresden ein Buch von Carl Knoll und Dr. Fritz Reuther-Dresden heraus: „Die Kunst des Schmückens. Eine Klärung des Schmuckproblems durch Wort und Bild für Schaffende und Genießende.“ Was das Buch in seinem Titel verspricht, hält es. Die Verfasser haben in ebenso kunstsinziger wie logischer Weise den Knäuel der vielfach sich widersprechenden Ansichten und Bestrebungen entwunden und gezeigt, wo die eigentliche Fährte liege, die zu gehen sei. Reiche Illustrationen, die einerseits die Forderungen der Autoren erläutern, andererseits die gang und gäben Geschmacklosigkeiten und logischen Verirrungen auf dem Gebiet des Kunstgewerbes an den Pranger stellen, geben dem Buch auch alle Reize einer verständnisfördernden Unterhaltungslektüre und machen es zu einem getreuen Dokument unseres Jahrzehnts.

Es wäre interessant und wünschenswert, wenn auch auf den übrigen Gebieten des Kunstschaffens eine ähnlich sichtende logische Arbeit, von soviel echtem Verständnis geleitet, getan würde.



Ein italienisches Skizzenbuch *) Ein Skizzenbuch nennt die Verfasserin

*) „Kennst du das Land?“ Blätter aus einem italischen Skizzenbuch von Marianne Schrutka von Rechtenstamm. Mit 41 Abbildungen, meist nach Originalaufnahmen. Umschlagzeichnung von Eleonore Doelter. Jena 1912. Hermann Costenoble.

bescheiden ihr Buch, das Reiseindrücke festhält: „Geschautes, aber auch Gedachtes, Erlebtes, Erlittenes.“ Durchaus nicht skizzenhaft, sondern in schönen Stimmungsbildern, in denen Geschichte und Kunstgeschichte in eins verwoben erscheint. Abseits von der großen Heerstraße durchwandert man an der Hand dieser Führerin Italien vom Norden bis zum Süden. Man berührt Orte, wo die Geschichte jahrhundertlang stillgestanden hat, und folgt dann wieder dem Menschenstrom, der sich auch heute noch alljährlich in das „Land der Sehnsucht“ ergießt.

Julie Adam,
Wien.



Ein Schillerroman *): Auf einem schlichten unscheinbaren Hause in Weimar steht zu lesen: „Hier wohnte Schiller“. Scheu wandert der Besucher durch die stillen Räume und blickt in das Sterbezimmer des großen deutschen Dichters hinein, dessen tragisches Geschick nicht einmal der Tod beendete. Von den Wänden schauen ihn Bilder des Frühverstorbenen aus großen tief liegenden Augen an und um den Mund spielt ein schmerzhaftes Lächeln. Ums Menschentum kämpfte schon der Knabe Schiller und dabei grub sich dies Lächeln in seine Züge ein. Es war ein schwerer, harter Kampf, ein Kampf auf Leben und Tod. Schiller ging damals als Sieger daraus hervor, aber die Wunde, die ihm geschlagen wurde, vernarbte niemals, an ihr starb er.

Molo, der uns hier die Jugendgeschichte Schillers bietet, den Anfang einer Trilogie von Romanen, hat in dem Dichter eine verwandte

*) „Um Menschentum“. Ein Schiller-Roman von Walter von Molo. Erster Teil. 1.—5. Auflage. Verlegt bei Schuster & Loeffler, Berlin und Leipzig 1912.

Seele erkennt, in die er sich restlos einzufühlen vermag. Darin liegt die Stärke dieses Romans, seine packende Wirkung, der sich keiner zu entziehen vermag.

Schillers erste Begegnung mit Goethe ist ein wahres Kabinettsstück:

„Das ist nämlich ein erleuchtetes Subjektum meines Landes!“

„Eine Kopfneigung, die verbindliches Interesse markierte, erfolgte. Mit gleichgültiger Höflichkeit bemühten sich, für einen Augenblick, Goethes glänzende Augensterne in das bleiche Akademiker- gesicht zu sehen, das mit tiefer Scham der Vorschrift genügte, die gütig anordnete, daß jeder Bürgerliche des Herzogs Rockzipfel dankend zu küssen hätte. Das kalte Licht stand in den hohen Fenstern und sah mit erbarmungsloser Neugier zu. Fritz Schillers gemarterte Augen klammerten sich an Goethe fest. Des Geheimrats Blick schwebte weiter. Er gab nicht viel auf Karl Eugens Empfehlung und sann eben allerhand spinnwebfeinen Dingen nach, spinnwebfeinen Dingen, die nicht zu einem armen, schweißnassen Schwabenantlitz paßten“

Julie Adam,
Wien.

In eigener Sache: Der Herausgeber des Hochland, Herr Karl Muth, macht uns darauf aufmerksam, daß der Aufsatz von Frau Geheimrat Charlotte Ullmann, Eisenach, „Kultur- und Nationalbewußtsein im Elsaß“ im Juniheft der Dokumente des Fortschritts, Jahrgang 1910, fast wörtlich einem Aufsatz von Legrand im Februarheft des Hochland, Jahrgang 1910, entnommen ist. Im Einverständnis mit der Redaktion des Hochland veröffentlichen wir diese unangenehme redaktionelle Erfahrung und weisen noch ausdrücklich darauf hin, daß Frau Geheimrat Ullmann nicht etwa nur den Gedankengang des Aufsatzes im Hochland übernommen hat, sondern daß in einem Aufsatz von ungefähr 160 Zeilen nahezu $\frac{2}{3}$ wörtlich mit dem im Hochland veröffentlichten Text übereinstimmen. Wir brauchen wohl nicht hinzuzufügen, daß wir erst jetzt durch Herrn Karl Muth von der Sachlage in Kenntnis gesetzt worden sind.

Die Redaktion.

Verantwortlich für die Redaktion Erich Lilienthal, Berlin-Wilmersdorf. — Alle Manuskripte sind an die Deutsche Redaktion, Berlin-Wilmersdorf, Prinzregentenstr. 115/116 zu richten. — Unverlangte Manuskripte werden nur zurückgesandt, wenn ihnen Rückporto beiliegt.

Druck von Georg Reimer in Berlin W. 10.

Umschlag und Ausstattung zeichnete Lucian Bernhard, Berlin.